

Die Alemannia

in den Jahren 1867 bis 1874.

Von Karl Wichmann.

Ein junger Alemannbursche war ich, stolz auf das mir kurz vorher vom Sprecher überreichte Band, als unsere Burschenschaft zur Feier des 25. Stiftungsfestes ihre fröhliche Rheinfahrt von Bonn zum Kommerz nach Oberwesel unternahm. Jetzt, da sie sich zum 50. Stiftungsfest rüstet und ich ein altes Haus geworden bin, das ebenso viele Semester zählt wie die Alemannia Jahre, das seitab von der herrlichen Rheinstraße wohnt und nur selten wieder den Weg zum Schänzchen in Bonn gefunden hat, da soll ich mit der Schilderung vergangener Zeiten einen Beitrag zur Geschichte der Alemannia liefern und den Alten zur Erinnerung, den Jungen zur Belehrung erzählen, wie wir einst den Kampf des Lebens aufgenommen haben, wie wir an uns selbst gearbeitet, in Friedenszeiten von dem Ruhme und der Größe Deutschlands geträumt und gesungen und in dem gewaltigen Kriege unter großen Führern für des Vaterlandes Macht und Einigkeit mitgestritten haben. Den Zoll der Dankbarkeit für die schöne Zeit der goldenen Freiheit, die ich in jugendlicher Kraft und frischfröhlichen Mutes als Alemanne auf der rheinischen Hochschule verbracht, die Zeit, in der ich Freunde für das Leben gefunden habe, will ich gern entrichten, indem ich meine Erinnerungen niederschreibe. Aber es sind viele Jahre dahingegangen, seit ich der Alemannia zu Ehren auf der Mensur den Schläger geführt, seit ich unter ihrem Wappen als Kneipwart Salamander auf dem Schänzchen kommandiert und meinem Fuchsverse getreu bei der „alten Garde“ gefessen habe. Dem Gedächtnis ist vieles entschwunden, wofür die spärlich erhaltenen Briefe und kurz gefassten Protokolle nur schwachen Ersatz bieten können, und was das Gedächtnis festgehalten hat, das strahlt nicht alles mehr in dem heiteren Glanze, in dem die

Jugend es gesehen. Und doch darf des Lebens Ernst nicht die Vorkherrschaft gewinnen, wenn die Geschichte der Burschenschaft geschrieben werden soll. Denn diese hat nicht der Philister gemacht, der Bursche macht sie. Wer sie erzählen will, muß im Herzen die Erinnerung lebendig tragen, muß fühlen können mit der Jugend, damit er ihr Denken und Handeln nicht durch späteres Urtheil entstellt und verdunkelt. Das ist nach 25 Jahren auch bei gutem Willen nicht so leicht. Wenn daher die folgenden Aufzeichnungen nicht überall der Erwartung entsprechen, wenn von den Jungen nicht alle Ansichten des alten Hauses geteilt werden und von manchem einem der Alten etwas vermisst wird, was der Überlieferung wert war, so möge man bedenken, daß die Geschichte jener Jahre längst hätte geschrieben werden sollen und daß der jetzige Schreiber es nur deswegen übernommen hat, weil es einem jüngeren wohl noch schwerer geworden wäre, es zum Ziele zu führen.

Acht Semester habe ich in Bonn verlebt, zweimal bin ich zum Studium an die liebgewordene Stätte zurückgekehrt, zuerst nach dem Kriege im Sommer 1871, das zweite Mal nach einem dreijährigen Aufenthalte in Leipzig. So kenne ich nicht nur vom Sommer 1869 bis zum Sommer 1875 alle Altmänner, sondern mit wenigen Ausnahmen auch alle vom Fuchsemester 1866 an und noch viele aus früherer Zeit, die in hohen Semestern ins Examen gingen, als ich Fuchs und Jungbursche war.

Das Ende der 60er Jahre stand unter dem Einflusse dieser alten Leute und der Konfuchsia des Sommers 1866, die 23 gezählt hatte, bis ins vierte Semester noch mit zwölf Mann aktiv war und sogar im fünften Semester noch zwei, im sechsten einen Aktiven stellte. Diese zwölf, fünf Westfalen, fünf Hamburger und zwei aus der Provinz Preußen, so verschieden sie nach Heimat, Studium und Charakter waren, sie ergänzten sich gegenseitig und bildeten einen guten Stamm, der in sich fest und stark war, wenn er auch nicht rasch neue Zweige trieb. Im Laufe der vier Semester hat fast jeder von ihnen ein Amt bekleidet, und auch wer nicht zu solcher Würde kam, wie Lose und Angenete, der behauptete doch seinen Platz und seine Eigenart. Sprecher sind geworden Westphalen und König, nachdem dieser vorher Paukwart, jener Kassenwart gewesen war. In dieser letzteren Eigenschaft hatte Westphalen ebenso wie sein gleich geschickter und gewissenhafter Nachfolger im Amte, Leopold Schmidt, unter besonders schwierigen Verhältnissen sehr günstige Erfolge zu verzeichnen. Schriftwart war Michels, Eduard Schmidt aber und Ludwig Lange, beide als Schläger unübertroffen an Feinheit und Gefährlichkeit, versahen nacheinander das Amt des Paukwarts.

Die Kneipe gehorchte zwei Semester lang den Kommandoworten Hantels und drei Semester erfreute sie sich Soltaus als eines der trefflichsten Bierzeitungsredakteure. Von vielen unterstützt, so von den drei Lübeckern Maß, Haffe und Krauel, von Borges, der sein Nachfolger wurde, vor allen aber von Franz Niethen, der über einen unerschöpflichen Vorrat von Couplets verfügte und immer neu war in ihrer Anwendung auf politische oder burschenschaftliche Verhältnisse, hat Soltau in Vers und Prosa, mit Wit und Spott die Gemüter erheitert und rauschenden Beifall namentlich durch seine Fastnachtsspiele hervorgerufen. Als vorzüglich gelungen galt das Spiel vom Wintersemester 1867/68, das unter dem Einfluß von Offenbachs „Schöner Helena“ moderne Anschauungen in antikes Gewand kleidete und Bonner Studenten nach Athen versetzte. Achill (Hantel), der beste Schläger des Corps, ist von Onkel Kalchas (Witte, Brunsviga) eingeheimst, wird aber durch die List des Odysseus (Borges), des einstigen Seniors der Ithakesier, mit seiner Geliebten Deidameia (Leop. Schmidt), des Kalchas Nichte, der Musenstadt Athen zurückgegeben. Der Humor auf der Kneipe mußte aber oft patriotischen Gefühlen weichen. Der Gedanke, daß die Entscheidung über die deutsche Einheit nahe bevorstehe, daß die Ideale der Burschenschaft zur Wirklichkeit werden könnten, gab manchen Abenden eine höhere Weihe. Lieder wie „Hinaus, hinaus, es ruft das Vaterland“, „Wo Mut und Kraft in deutschen Seelen flammen“, „Flamme empor“ und manche andere jetzt vergessene Lieder wurden mit Vorliebe gefordert. Der Kneipgesang wurde überhaupt, da es an musikalischen Talenten nicht mangelte, eifrig gepflegt. Soltau war unermüdet in der Begleitung am Klavier und ließ sich nur selten von Borges oder P M (Krummacher) ablösen. Die alte Kneipe auf dem Schänzchen bot, obschon sie aus zwei Zimmern hergerichtet war, nicht allzuviel Raum. Man saß daher, wenn es die Witterung irgend erlaubte, draußen am Ufer des Rheins und sang die Lieder in die frische Nachtluft hinaus. Dabei hatte der Kneipwart oft Mühe, den lauten Lärm zu über-tönen und die Gewaltigen unter den Bechern zu meistern. Der Heimweg in die Stadt brachte manche Abenteuer mit sich, in denen sich reckenhafte Körperkraft austobte. Er begann mit einer Geschicklichkeitsprobe, die alle regelmäßig ablegen mußten, indem sie das Gitter des schon früh geschlossenen unteren Rheinthores vor dem Josefthor mit kühnem Umschwunge schwebend über den Fluten des Rheins umkletterten. Ein Wunder, daß das Kunststück immer ohne Unglück abgelaufen ist!

Während so auf der Kneipe trotz mancher Stunden ernster und gehobener Stimmung Frohsinn und Gemütlichkeit vorherrschten, kam es im

Convent oft zu langen Neben und erregten Verhandlungen. Es war die Zeit, von der die Bierzeitung sang:

„Wieder und wieder stellt im Convent
Antrag auf Antrag Westphalen ohn' End'.“

Es ist damals viel an den Statuten geändert und gebessert worden, und es ist Thatsache, daß in einer Conventsitzung (9. 11. 67) nicht weniger als zehn Westphalen'sche Anträge, unter ihnen einige von wirklicher Bedeutung, vorlagen, die alle besprochen sind und bis auf einen alle die Zustimmung des Convents gefunden haben. Die Bestimmungen über das Kassenwesen, über Wechselsteuer, Beisuhren u. s. w. erhielten Verbesserungen, auch der Abstimmungsmodus. Die Statuten der Konkneipanten sind in jener Zeit nach Broichers Vorschlägen entworfen und angenommen. Freilich wurden auch einige Änderungen beschlossen, die nachträglich nicht jeder zu den Verbesserungen zählen wird. So ging, wenn auch gegen eine starke Minderheit, der Antrag durch, die Bibliothek, die hauptsächlich aus namhaften Geschichtswerken bestand und in den wenigen Jahren seit ihrer Gründung 1863 für den „Couleurschrank“ fast zu groß geworden war, vorläufig nicht weiter durch Neuanschaffungen zu vermehren. Die Broschürenkommission (die Zeiten des Konflikts waren freilich vorbei) wurde aufgelöst, und unter Hinweis auf die Verschiedenheit der Fakultäten wurde der wissenschaftliche Abend aufgegeben mit der nicht gerade glücklichen Begründung, „daß ein Vortrag entweder allgemein verständlich aber flach, oder eingehend aber für die meisten uninteressant wäre.“ Wollte man in diesem Vorgehen eine gewisse Reaktion erkennen, die von den Medizinern ausging und sich gegen das frühere Überwiegen des philologischen Einflusses wendete, so würde das dem Zahlenverhältnis der Fakultäten zu einander wohl entsprechen. Denn die Hälfte aller aktiven und inaktiven Alemannen studierte in jenem Semester Medizin, Sprecher, Schriftwart und Paukward waren Mediziner, die Zahl der Philologen wurde sogar durch die der Juristen noch übertroffen, während die Theologie vom Sommer 1867 bis Ostern 1869 gar nicht vertreten war. Aber wenn auch dieser Gegensatz damals ohne Frage vorhanden war, so teilten sich doch bei jenen Beschlüssen die Parteien durchaus nicht nach Fakultäten. Es gab auch Mediziner unter uns, in denen das ideale Element mehr hervortrat als in manchen Philologen. Für das wissenschaftliche Leben des einzelnen hatten solche Conventsbeschlüsse überhaupt keine Bedeutung.

Die Beziehungen zur Studentenschaft haben sich in jener Zeit nicht geändert, das Ansehen der Alemannia erhielt sich ungeschmälert bei dem nicht Farben tragenden Teil der Studenten wie bei den Verbindungen,

wenn sich das auch in verschiedener Weise äußerte. Mit manchen unter den ersteren verband den einzelnen Alemannen Freundschaft von früherer Zeit oder gemeinsames Studium z. B. durch die Arbeiten im philologischen Seminar. Einige von ihnen waren gern gesehene Gäste auf der Kneipe. So bin ich von einem Philologen und Landsmann auf dem Schänzchen eingeführt worden mit den Worten: „Wenn überhaupt, so darfst du nur in die Alemannia einspringen.“

Unsere Stellung aber zu den Bonner Verbindungen und ihren Mitgliedern hing von Paufverhältnis und Verruf ab. Dabei ist vielfacher Wechsel zu verzeichnen. Eines aber blieb während der ganzen Zeit von 1867—1874 gleich, die kühle Zurückhaltung, die wir im Verkehr beobachteten. Die Alemannia nahm eine Stellung vollständig für sich ein, sie wies Einladungen zum Anschluß an einen wiederholt gebildeten und wieder aufgelösten D. C. regelmäßig zurück, ohne daß je eine Debatte darüber im Convent nötig gewesen wäre. Sie suchte weder Halt an anderen noch wollte sie ihn bieten. Denn die burschenschaftliche Sache glaubte sie, ohne sich einer Anmaßung schuldig zu machen, in Bonn allein zu vertreten. Zwar gab es im Sommer 1867 noch vier andere Verbindungen in Bonn, die sich als Burschenschaften bezeichneten. Aber die Teutonia befand sich schon auf der abschüssigen Bahn, im Herbst wurde sie Landsmannschaft, acht Jahre später auf kurze Zeit Corps, dann ging sie ein. Die Marchia ließ uns über ihre burschenschaftliche Richtung im Unklaren, zu unbedingter Satisfaktion entschloß sie sich erst 1865. Sie trat überhaupt wenig hervor, auf der Mensur waren die blauen Mützen der Märker selten zu sehen, zum Frühschoppen bei Kuland und zum Kaffeestrat bei Kley erschienen sie täglich. So war die Marchia damals nicht viel mehr als eine Farben tragende Blase. Sie suspendierte vor Ostern 1871, als die Paufereien nach dem Kriege wieder aufgenommen werden sollten. Die Helvetia trat auf der Mensur strammer auf, schadete sich aber selbst durch den rüden Ton ihrer Mitglieder. Im Jahre 1873 flog sie, von allen in Verruf gethan, endgiltig auf. Die Frankonia ist zwar wie unsere eigene Burschenschaft aus der Fridericia hervorgegangen, aber sie unterschied sich von uns nicht nur durch den § 3, sondern ließ von innerer Verwandtschaft überhaupt wenig merken. Es schien uns, daß sie die burschenschaftliche Richtung ebenso leicht und ebenso unbegründet wechselte wie die Farben ihrer Mützen und Bänder, und zeitweise kamen uns ihre Leute mit dem übertriebenen Gewicht, das sie auf äußerlichkeiten legten, auf sogenannte patente Kleidung, auf den bis zum Hals frisierten Scheitel, auf schnoddrigen Ton und äußerlich forsches Auftreten, ganz corpsmäßig vor, so daß wir

meinten, sie lasse es nur an der Änderung des Namens fehlen, im übrigen gehe sie den gleichen Weg wie die Teutonia. Daß letztere zu den Corps überging, war für uns sogar eine größere Ueberraschung, als es bei jener der Fall gewesen wäre. Anfangs der siebziger Jahre war die Frankonia sehr schwach, so wie manche Corps, und zählte mitunter nur drei Aktive, und trotzdem stand damals Farbenverruf, Dimission und Exklusion, Wiedereintritt und Wiederaustritt bei ihren Mitgliedern auf der Tagesordnung. Fast schien es, sie würde dasselbe Schicksal erleiden wie die anderen drei Burschenschaften und aufstiegen, aber sie hat sich doch gehalten.

Umgang mit den Mitgliedern dieser Verbindungen war für uns ausgeschlossen, der offizielle Verkehr beschränkte sich, so weit er nicht schriftlich geführt werden konnte, auf Verhandlungen der Chargierten vor öffentlichen Aufzügen, allgemeinen Kommercen und ähnlichen Vorgängen. Daß die Burschenschaften für sich ohne die übrige Studentenschaft öffentlich auftraten, war eine Seltenheit. Es geschah z. B. Anfang des Wintersemesters 1867/68, als auf unsere Anregung dem neugewählten Rektor Professor v. Sybel ein Fackelzug gebracht wurde, aber auf einen gemeinsamen Kommerz ließen wir uns dabei nicht ein. Im Übrigen traten wir, solange ein studentisches Verhältnis überhaupt möglich war, in Beziehung zu den anderen nur mit dem Schläger in der Hand.

Bis in den Februar 1867 hatten wir mit den Corps gepaukt. Da kam es nach mehrfachen Streitigkeiten zu einem Bruch mit ihnen aus sehr sonderbarem Anlaß. Im Januar desselben Jahres hob nämlich die Helvetia den Berruf auf, den sie als D.C.-Burschenschaft hatte aussprechen müssen, nachdem kurz vor Abschluß dieses D. C. im Sommer 1865 die Märker uns in Berruf gethan und wir fast gleichzeitig infamen Berruf über die Frankonen verhängt hatten. Der D. C. bestand zwar noch, aber um mit uns pauken zu können, hatte die Helvetia auf dem letzten Burschenbundestage um Befreiung von den besonderen Bestimmungen bei Berrufserklärungen des D. C. nachgesucht und sie erhalten. Als die Memannia dann ein Paukverhältnis mit ihr abschloß und hiervon auf Grund des Paukkomments dem S. C. Anzeige machte, stellte dieser unter unglaublich willkürlicher Auslegung des betreffenden Paragraphen die Forderung, das Paukverhältnis mit der Helvetia „sofort abzubrechen, widrigenfalls er seinerseits sich genötigt sehen würde, sein Paukverhältnis mit der Memannia aufzuheben.“ Da es nicht möglich war auf solche Bedingung einzugehen, so erklärten wir das Verhältnis mit dem S. C. für gelöst (9. 2. 1867). Im Mai desselben Jahres that dann die Marchia den gleichen Schritt wie die Helvetia. Nachdem sie den Vorwurf der Un-

maßung revociert und andere Beleidigungen depreciert, und nachdem darauf auch die Frankonia nach dem Fortgang aller früheren Mitglieder die 1865 gefallenen Beleidigungen depreciert hatte, ließen wir uns wieder in ein Pausverhältnis mit ihnen ein.

Mit der Teutonia war es zu einem solchen seit mehreren Jahren nicht gekommen, obwohl ein Verruf nicht bestand. Da wurden im Sommer 1867 unsere Leute wiederholt von Teutonen ankontrahiert. Die Mensuren, die infolgedessen stiegen, endeten mit unerwartetem Unglück. Zwei Teutonen, Rosier und Schaeffer, starben im Juli in dem kurzen Zwischenraum von etwa 14 Tagen an gewöhnlichen Schlägerschmiffen, die sie von Ed. Schmidt und Ahlemann erhalten hatten. Die langdauernde Untersuchung ergab, daß unsere Pausanten keine Schuld traf, sondern daß Vernachlässigung der an und für sich ungefährlichen Wunden den Tod der beiden unglücklichen Teutonen herbeigeführt hatte. Aber eine Untersuchungshaft von drei Monaten war für Schmidt und Ahlemann die Folge gewesen. Fast gleichzeitig mußte Ludwig Lange zu einmonatlichem Aufenthalt auf die Festung Wesel wandern. Er hatte — auch auf gewöhnlicher Mensur — einem Frankonen einen so festen Schmiß gegeben, daß man, nach jenen Unglücksfällen ängstlich geworden, auch hier das Schlimmste fürchtete. Doch zum Glück war in diesem Falle die Besorgnis übertrieben: der Schmiß heilte gut. Aber natürlich litt unter dem Eindruck dieser Ereignisse die sonst so muntere und zuversichtliche Stimmung. Der für den Schluß des Semesters geplante Kommers in Oberwesel wurde aufgegeben. Anstatt die schöne Fahrt den Rhein hinauf zu machen, mußte die Burschenschaft den gestorbenen Kommilitonen im Trauergeleite die letzte Ehre erweisen. Von dem Ernst der Ereignisse ist auch etwas auf das Semesterbild des Sommers 1867 übergegangen, auf jenes Bild, das im Hintergrunde die Ruine von Heisterbach zeigt. Zwar fehlen die drei Unglückschläger nicht. Da sie in Haft waren und doch auf dem Bilde ihren Platz erhalten sollten, so half sich Har „der Grande“, unser origineller Photograph, an den sich viele noch gern erinnern werden, indem er alte Photographien der Abwesenden an verschiedenen Ecken einfügte, von Lange z. B. ein Fuchsbild, ohne Burschenband. Aber so ist es gekommen, daß jene drei anders als in Wirklichkeit neben den vielen Gruppen des Bildes, dessen Mitte Broicher mit hoherhobener Weinflasche belebt, steif und vereinsamt saßen.

Weitere Folgen aber für die Stellung der Alemannia zur Teutonia hatten diese Unglücksfälle, obwohl sie großes Aufsehen erregten und viel besprochen wurden, durchaus nicht. Mit dem neuen Semester nahmen die

Paukereien ihren Fortgang. Erst zu Anfang des Jahres 1869 folgte rasch ein Bruch dem andern.

Nachdem mit der Teutonia, nunmehr einer Landsmannschaft, schon im Wintersemester 1867/68 eine P.P.Suite, zu der das kleine Format eines Briefes den kleinlichen Anlaß gegeben hatte, ausgepaukt war, mehrten sich gegen das Ende des Jahres 1868 die Streitigkeiten. Auf der Straße und auf dem Trottoir fielen schwere Beleidigungen, der Ton auf den Mensuren wurde schärfer, für Inkommmentmäßigkeiten war von den Teutonen, die alle in den ersten Semestern standen, schriftliche Genugthuung nicht zu erhalten, und so beschloß der Convent einstimmig jeden studentischen Verkehr mit ihnen abzubrechen.

Mit den Frankonen war meist in leidlichem Einvernehmen gepaukt worden, bis es auch mit ihnen seit November 1868 mehrfach zu Reibereien und im Februar 1869 zu einem großen Streit auf dem Trottoir kam, dem am nächsten Tage die Verrufserklärung der Frankonia folgte. Auf beiden Seiten waren Ausdrücke gefallen, die besser vermieden worden wären, aber einen Ausgleich keineswegs ausschlossen. Der Bruch kam uns daher unerwartet und schien ohne Grund überstürzt zu sein.

Die Marchia, die im Jahre 1868, in der Vorbereitungszeit zur Universitätsfeier, zu einem neuen D. C. mit der Frankonia und Helvetia zusammengetreten war, benutzte diese Gelegenheit, um ebenso wie die Frankonia die Beziehungen zu uns zu lösen.

Die Helvetia dagegen zog es vor, sich vom D. C. loszusagen und das Paukverhältnis mit uns aufrecht zu erhalten. So paukten wir gerade wieder wie in der ersten Hälfte des Jahres 1867 allein mit den Helvetiern, aber auch mit ihnen diesmal nicht, ohne daß es zu Mißhelligkeiten gekommen wäre. Doch wurden diese im Juli 1869 durch eine uns von den Helvetiern angebotene P.P.Suite beseitigt.

In demselben Monat hoben wir zuerst den über die Teutonia, dann den über den S. C. verhängten Verruf auf. Diejenigen Teutonen, deren grobe Inkommmentmäßigkeiten die Verrufserklärung veranlaßt hatten, waren nicht mehr in Bonn. Für sie leisteten die Chargierten der Teutonia jetzt Deprefation, und so kam es, nachdem der Paukkomment ohne Schwierigkeiten vereinbart war, noch vor Schluß des Semesters zu einigen Mensuren.

Mit den Corps, deren es bis 1870 noch sechs, nach dem Kriege zunächst nur drei gab, glückte es uns nicht in gleicher Weise. Wir thaten den ersten offiziellen Schritt, ein Paukverhältnis wiederherzustellen, nachdem uns unter der Hand ein Entgegenkommen wahrscheinlich gemacht war. Aber diese privaten Zusicherungen erwiesen sich als sehr trügerisch. Schon

die erste Besprechung zwischen den Vertretern der Parteien, die im „Sälchen der Wittib“ stattfand, ließ die Unmöglichkeit einer Einigung klar erkennen. Hatte der S. C. des Jahres 1867 mit der Forderung, wir sollten seinetwegen das neu geschlossene Paufverhältnis mit der Helvetia lösen, die Grenzen, die in dem Paufkommment zwischen Gleichberechtigten gezogen waren, weit überschritten, so stieg bei den Verhandlungen des Jahres 1869 die Anmaßung fast ins Unglaubliche. Die Gleichberechtigung, die notwendige Grundlage eines jeden Paufverhältnisses, wurde von den Vertretern des S. C., deren Wortführer der damalige Senior der Borussen war, so wenig anerkannt, daß sie glaubten in den § 1 die Bestimmung aufzunehmen zu können, die Memannia solle sich in jede Änderung des Paufkommments fügen, die der S. C. für gut halte. Unser Sprecher — damals Borges, der ebenso schlagfertig mit der Antwort wie gewandt in der Rede war — wies auf das Sonderbare dieses Ansinnens hin, indem er mit ironischem Lächeln als § 2 vorschlug, der S. C. willige in jede Änderung, die die Memannia zum Beschluß erhebe. Als er aber kein Verständnis fand, brach er lieber die Unterhandlung ab, als daß er mit solchen Gegnern noch mehr der unnützen Worte gewechselt hätte.

Die Frankonia paukte in jenem Sommer, die Teutonia bald nachher mit dem S. C., beide, wie wir annahmen, nicht unter gleichen Bedingungen. Das letzte Paufverhältnis, das die Memannia mit dem S. C. gehabt hat, kam im Herbst 1877 zustande und währte bei voller Gleichberechtigung bis 1880.

Der 1869 aufgehobene Berruf wurde aber nicht wieder ausgesprochen. Zu Reibereien ist es trotzdem in jenen Jahren selten gekommen. Man ging ohne sich zu beachten an einander vorbei. Nur einmal ist man, soweit ich mich erinnere, in Ermangelung eines Paufkommments zum Holzkommment übergegangen. Es war in demselben Jahre 1869, da versuchten die Sachsen eben jenes Sälchen im Vorderhause von Kuland, das wir als Eyrneipe inne hatten, ich weiß nicht mehr genau aus welchem Grunde, nur daß es sich um einen unserer Kneipgäste handelte, zu stürmen. Es gab großen Lärm, Hundegebell und Säbelgerassel der Einjährigen unter den Sachsen, und die alte Wittib unten am Schenktisch wußte sich vor Entsetzen gar nicht zu helfen. Einige wenige von uns aber wiesen von den obersten Stufen der steilen Treppe die Angreifenden ab. Als Irle, mit dem Beinamen Raß, den letzten der Sachsen die Treppe hinuntergeschleudert hatte und ins Zimmer tretend gefragt wurde, was es denn da draußen gegeben habe, antwortete er in seiner lakonischen Weise: „Sch-e hab-e sie-e etwas gezaust!“ Der Vorfall hatte weiter keine Folgen, Nichtbeachtung wurde auf beiden Seiten wieder Lösung.

Die Wirtschaft von Kuland in der Stockenstraße wurde in jener Zeit viel von uns besucht. Wir gingen auch wohl in andere Kneipen, z. B. zu Breuer in der Wenzelgasse, wenn ein Nachmittag der Kegelei gewidmet wurde, in den Beergarten am Markt, wo ein Special Mosel verführerisch winkte, auch die Pforten des „Lümmels“ öffneten sich uns gelegentlich im Kampf mit Gebrüder „Dick- und Dünn-Darm“, den Spendern des Knickebeins, zu später Nachtstunde. Aber in diese Wirtschaften gingen wir nie in corpore oder gar offiziell. Wenn uns die Abendkneipe nicht auf dem Schänzchen vereinigte, so fanden wir uns in dem obenerwähnten Sälchen bei Kuland zusammen, das eine Treppe hoch nach vorne lag. Auch unsern Frühshoppen tranken wir bei Kuland, aber nicht oben, sondern im Hofe oder in dem langgestreckten, niedrigen Wirtschaftsraum an den beiden Tischen, die dem Hoffenster zunächst standen. Offiziell war der Frühshoppen nur Sonntags, aber auch an den Wochentagen versäumte man ihn ungern und fand nach oder zwischen den Kollegien oder auch mit Umgehung derselben die Zeit zur ersehnten Stärkung. Im Mauspfad herrschte damals noch friedliche Stille, die Wirtschaft der „Wittib“ war in der Nähe der Universität für uns das einzige mögliche Lokal. Fast nur Couleursstudenten verkehrten da. Den Tisch neben uns nahmen die Teutonen ein, dann kamen weiter die Frankonen, die Märker, und am Fenster nach der Stockenstraße hielten sich abseits die Sachsen, die im Hinterhause ihre Kneipe hatten; Helvetier waren seltene Gäste. Da saßen wir, die rote Mütze auf dem Kopf, an unseren Tischen und ließen uns vom „kleinen Adam“ oder anderen halbwüchsigem Kellnerjungen schäumendes Niedermendiger kredenzen, ohne uns um die Nachbartische zu kümmern, ganz gleich, ob Berruf oder Bauverhältnis bestand. Märker und Franken freilich waren mit einander meist sehr vertraut, unter uns aber war es nicht Brauch, nach anderen Tischen hinüber vorzukommen. Der enge Raum pflegte gedrängt voll zu sein, aber die Wittib verstand es streng auf Ordnung zu halten. Nicht nur Bedienung und Küche waren gut, es ging auch anständig in ihrem Hause zu. Ihre Redensart: „Aber ich verlange, dat Se mer de Wirtschaft nich stören!“ war bei uns zu einem geflügelten Worte geworden. Es mußte bar bezahlt werden, nur wenige Auserwählte hatten das Vorrecht anschreiben zu lassen, aber wehe dem, der das Vertrauen mißbrauchte! Ein wohlgetroffenes Bild der Wittib befindet sich in der Bierzeitung des Jahres 1868. Wie sie hinter dem Schenktisch an dem kleinen Fenster sitzt und durch ihre große Brille prüfend den Blick auf den Schuldigen heftet, so ist sie von Jehn's gewandter Hand im Bilde verewigt worden. Als ihr Sohn 1871 aus dem Felde heimkehrte und die Wirtschaft über-

nahm, ging diese bald zurück. Je mehr er seine Freunde hinzog, desto weniger kamen die Studenten, und schließlich blieben sie ganz aus. Da kam Hagemann im Mauspfad in Flor.

In jenen früheren Jahren aber waren wir täglich zum Frühschoppen da und saßen auch oft noch über Mittag auf unserem Plaze. Mancher zog überhaupt eine Kulandsche Portion dem üblichen Mittagessen von Suppe und zwei Gängen vor, wie es ein großer Teil von uns zu 6, dann zu 8 und später zu 10 Sgr. in der Rheingasse bei Jordan zu sich nahm, den wir den Menschenvernichter nannten, weil er einmal einen schlechten Zahler durch eine gerichtliche Anzeige zu vernichten gedroht hatte. Einen offiziellen Mittagstisch hatten wir trotz verschiedener Anläufe ihn zu gründen damals nicht.

Nach dem Essen ging es „zur Beförderung der Verdauung“ regelmäßig um 2 Uhr zum Paukboden, auf dem der alte Ehrich, seit 1869 von seinem Neffen unterstützt, noch weise das Wort und zu vereinzelt Musterhieben auch noch scharf den Schläger führte. Der körperlichen Anstrengung folgte ebenso regelmäßig die Erholung, indem im Garten von Kley bei schlechtem Kaffee ein guter Skat gespielt wurde.

Von dort schweifen die Blicke hinüber auf das andere Ufer und rhein-aufwärts. Der grüne Strom rauscht majestätisch vorüber und ladet zur Fahrt ein, die sieben Berge erscheinen in scharfen Umrissen dem Auge so nahe, als wenn ein Sprung genügte sie zu erreichen, oder sie liegen in blauer Ferne wie von einem duftigen Schleier umhüllt, der nur bestimmt scheint den Reiz zu erhöhen. Über Fluß und Berg und Thal weht Sommer Sonnenglanz ein goldenes Netz. So liegt verführerisch vor unseren Blicken die herrliche Landschaft. In den Herzen regt sich frische Wanderlust. Da kommt der Dampfer in Sicht. Wer will noch überlegen, ob der Nachmittag frei ist, wer denkt ans Kolleg? Aufs Schiff, aufs Schiff, nach Königswinter! Wer je an den Rhein nach Bonn gezogen ist, hat diesen Zauber an sich selbst erfahren, der die Herzen umstrickt, der Sinn und Gemüt gefangen nimmt. Wie oft haben wir dem alten Simrock für sein Lied an den Rhein, das dieser eigenartigen Stimmung so schöne dichterische Worte leiht, unsere Dankbarkeit bezeugt, indem wir es ihm zu Ehren anstimmten, wenn er sich an schönen Sommerabenden im Garten des Schänzchens einfand! Wie oft haben wir, war es nun von Kley oder vom Schänzchen oder später von Löllgen aus, dieser Stimmung durch die That noch unmittelbarer Ausdruck gegeben und sind mit fröhlichem Mute aufgebrochen, um die steilen Höhen zu erklimmen und hinabzublicken in den Strom! Nicht einmal das Dunkel der Nacht war ein Hindernis, wenn am

Schlusse des Kneipabends dem kühnen Gedanken ins Siebengebirge zu spritzen die Ausführung auf dem Fuße folgte. Dann traf uns der erste Sonnenstrahl auf dem Gipfel des Ölbergs. Heutzutage kocht die Lokomotive die Berge hinauf, wir waren auch ohne sie glücklich und fanden das Menschengetriebe auf dem Drachensfels schon damals bunt und lebhaft genug. Das einfache Mittagessen im stillen Forsthaus auf der Löwenburg, die Erdbeerbowle auf dem grünen Rasen vor der Klosterruine in Heisterbach, in kühler Abendluft unter Gesang die Heimfahrt im gleitenden Rachen, das war uns nach dem Herzen. Oft gingen die Wanderungen auch über das Siebengebirge hinaus: Sonne schien vom Drachensfels aus so bequem zu erreichen, gegenüber lag Rolandsee, wo bei Groyen zwar die Bowle mäßig, aber der Platz im Garten mit seiner herrlichen Aussicht um so schöner war. Oder es winkten in der Ferne Remagen und Linz, weit öffnete sich das Ahrthal, und man zog ein in den Bannkreis von St. Peter zu Walporzheim. Lange Zeit war die Lochmühle das Hauptquartier, und wir waren gut angekreidet, aber auch sonst fand der durstige Student Plätze genug, wo er sich zu fröhlichem Trunke niederließ, um nachher vom Weine schwer müde das Haupt zu senken oder in erquickendem Bade neue Kraft sich zu holen. Ins Ahrthal führt von Bonn auch die Meckenheimer Straße, auf ihr sind wir mit Omnibus und Wagen insgesamt nach Altenahr gefahren, um bei Caspari auf regelrechtem Kneipabend die Macht des Rotweins zu erproben.

Aber nicht alle Tage konnte es so hoch hergehen. Auch der Rhein ist nicht immer grün, das Siebengebirge schimmert nicht immer blau-golden. Doch der Bonner Student ist um seinen Nachmittag auch dann nicht verlegen, wenn die Wolken tief hängen und grau-gelb sich die Flut am alten Zoll vorbeiwälzt. Das Schiffchen bringt ihn hinüber nach Beuel zur Regalbahn beim „Schwiegervater“ oder nach Brodeffer zum schwersten aller Quodlibets. Am besten aber waren wir immer aufgehoben bei gutem wie bei schlechtem Wetter in Godesberg. Der Adler hatte sich mehr und mehr als Studentenkneipe vervollkommenet. Die Zimmer im Hinterhause, erst die einfacheren zur linken, dann die prächtiger ausgestatteten geradeaus, waren wie geschaffen für unsere Eiskneipen, das Jagdzimmer für Bowlen in kleinerem Kreise, die anderen für Riesenbowlen. Besonders an den Tagen nach Kommerßen war Godesberg unser Ziel. Nirgendwo konnte der Kater so gut vertrieben werden wie im Adler, nirgendwo konnte ein neuer so leicht wenn auch nicht gerade billig gekauft werden wie hier. Plittersdorf und Müngsdorf waren noch unbekannte Größen, unsere Ausfahrten endeten damals zumeist in Godesberg.

Godesberg erhielt für uns noch eine besondere Bedeutung in jenen schönen Tagen des großen Jubelfestes, das die rheinische Friedrich-Wilhelm-Universität im August 1868 feierte, 50 Jahre nach ihrer Stiftung. Der Jubiläumstag fiel auf den 3. dieses Monats, auf einen Montag, die Alemannia aber hatte ihre alten Herren und alle, die ihr nahe standen, schon zu den beiden vorhergehenden Tagen eingeladen und diese zu ihren besonderen Festlichkeiten bestimmt. Sie hatte auch die große Freude, eine recht stattliche Zahl von Gästen schon in den Vormittagstunden des Sonnabends auf dem Schänzchen begrüßen zu können. Von da ging es Nachmittags in froher Fahrt hinaus nach Godesberg. Vor der Villa von der Heydt machte der Zug Halt. Befreundete Damen aus Elberfeld hatten der Alemannia zur Bier und Ehre eine prächtige Fahne mit unserem Wappen gestickt, und eine von ihnen, die Schwester unseres alten Herrn v. Hurter, Frau von der Heydt, überreichte jetzt in feierlichem Akte das neue Banner. Es ist, wie von der einen Seite gewünscht und von der anderen versprochen wurde, als Sinnbild unserer burschenschaftlichen Ideale bei allen festlichen Gelegenheiten mit Stolz vorangetragen und in dankbarer Erinnerung an die freundlichen Geberinnen hoch in Ehren gehalten worden bis auf den heutigen Tag.

Die Alemannia blickte damals auf eine rühmliche Vergangenheit von 24 Jahren zurück und hatte schon manchen Kommers in Herrlichkeit und Freuden gefeiert, aber so großartig zugleich und so stimmungsvoll wie das Universitätsjubiläum war noch keines ihrer Feste verlaufen. Ernst und würdig war die Feier in Godesberg mit der Übergabe der Fahne eingeleitet, ein ernster Zug, ein idealer Schwung blieb den Rednern des Abends, aber auch Frohsinn und Humor hielten während der Musikkneipe ihren Einzug auf dem Schänzchen. Ein Festspiel kam zur Aufführung, in dem die glückliche Zuversicht des jungen Burschen und die reife Erfahrung des jugendfrisch gebliebenen alten Hauses den Sieg davontragen über die Zweifel und Sorgen des zaghaften Philistertums. Das flotte Spiel und der Grundgedanke gefielen, regten an und weckten fröhliche Stimmung. Die Stimmung hielt mit dem Festprogramm gleichen Schritt. Geschickt war dieses auf eine Steigerung jener berechnet. Der zweite Tag brachte eine Dampfschiffahrt nach Rolandseck und ein Festessen bei Groyen, abends großen Kommers auf der Schanze. Die Zahl der Festteilnehmer war inzwischen bedeutend gestiegen und übertraf so sehr die Erwartungen und Anmeldungen, daß es schwer wurde das Versprechen zu halten und für so viele das gewünschte Quartier zu besorgen. Aus allen Gegenden kamen sie an den Rhein gezogen, die meisten waren freilich aus dem Westen,

aber auch Berlin hatte viele gesandt und ebenso eilten sie von Nord und Süd herbei, aus Flensburg und Hadersleben, wie aus Heidelberg und Tübingen. Die hohen Semester waren gut vertreten, indem nicht nur mehrere Stifter der *Memannia* erschienen waren, sondern auch alte *Fridericianer* sich uns anschlossen, so der erste Sprecher unserer *Mutterburschenschaft*, *Prien* aus Lübeck, so die beiden v. *Kunowski* und der „rote“ *Becker*, und sogar noch ältere wie *Knorsch* und *Landfermann* nahmen an unserem *Kommers* teil. Der Montag, der dritte Tag, begann wie jeder seiner Vorgänger unter den Klängen der Musik mit einem Frühshoppen im Garten des Schänzchens, dann drängten sich die Festlichkeiten der Universität. Großer Umzug, Festaktus mit Rede des Rektors, Gartenfest bei *Kley*, Festessen, Fackelzug und *Kommers*, das war das Programm. Daß der Kronprinz an der Jubelfeier teilnahm, gab diesem Tage besonderen Glanz, die festliche Stimmung erreichte ihren Höhepunkt. Bei den öffentlichen Aufzügen kam die große Zahl unserer Mitglieder und Gäste so recht zur Geltung, bei dem Essen, das dem Kronprinzen zu Ehren von der Universität gegeben wurde, waren wir durch unseren Sprecher vertreten, der Fackelzug endete in *Poppelsdorf*, und dort im Schloß, dessen Hof durch ein Zeltdach in einen großen Saal umgewandelt war, wurde der *Kommers* gehalten. Nach diesem vereinigte sich, als wenn der Tag noch nicht genug geboten hätte, eine Anzahl ausdauernder Becher, darunter auch würdige alte Herren wie der „rote“ *Becker*, zu später Stunde auf dem Schänzchen. So sehr bildete dieses für uns den Mittelpunkt der Feier, und so hoch gingen noch die Wogen der Begeisterung. Dem entsprach am folgenden Tage die *Katerstimmung*. Ausgelassener ist sie in Bonn selbst zur *Karnevalszeit* nicht zum Ausdruck gekommen. Wie weit der fröhliche Übermut unserer Leute ging, mag ein Beispiel zeigen. Ein offener Möbelwagen war ausfindig gemacht und vor die *Kneipe* gefahren. Auf ihn lud man das Klavier und setzte dazu den unermüdlichen Sänger, Klavierpieler und *Bierzeitungsredakteur* *Soltau*. *Handfeste* *Burschen* spannten sich vor den Wagen und zogen ihn durch die Straßen der Stadt. *Soltau* spielte, als wenn es *Kneipabend* wäre, und sang dazu die schönsten *Kouplets*, und der von Straße zu Straße anwachsende Chorus fiel mit Macht ein. So ging es über den Markt bis zur *Wittib* und hier endigte die fröhliche Fahrt mit dem schönen Liede:

Ich bin die *Wittib* und herrsche im Haus,
Drum strenge Ordnung bitt' ich mir aus.
Speiß' und Getränke die gebe ich,
Aber wer mehr verlangt, dem sage ich:
Und ich verlange, dat Se mer de *Wirtschaf* nich stören!

Es war gut, daß für den Nachmittag Spritzen in die Umgegend Bonns angekehrt waren. Da konnte der Übermut freier austoben.

Für die Burschenschaft hatte das Universitätsjubiläum Bedeutung über die Festtage hinaus. Es war die Gelegenheit gegeben und benützt worden, das Band zwischen ihr und den alten Leuten fester zu knüpfen. Die jüngeren unter diesen haben naturgemäß den Verkehr mit den Aktiven immer mehr gepflegt, jetzt war aber auch die Verbindung mit den älteren und ältesten der alten Häuser wiederhergestellt. Wenn die augenblickliche Empfindung es nicht schon gesagt hätte, die vielen Briefe, die nach dem Jubiläum einliefen, zeigten es klar und deutlich. Alle waren sie voll der Erinnerung an das herrliche Fest. Auch erschien nun öfter als früher das eine oder andere alte Haus, z. B. Rieten aus Duisburg, Altgelt, unvermutet, ohne Einladung auf der Kneipe, und die Freude war dann allemal groß.

Eine weitere Bestätigung dafür, daß ein festerer Zusammenhang gewonnen war, brachte das fünfundzwanzigjährige Stiftungsfest der Burschenschaft, das am Schluß des Sommersemesters 1869, gerade ein Jahr nach dem Universitätsjubiläum gefeiert wurde. Freilich so hoch wie bei diesem stieg die Zahl der Teilnehmer nicht, Hankwitz vom Sommer 1850 war der älteste, aber doch war es wieder ein großes Fest für die Burschenschaft, zu dem Gäste aus weiter Ferne gekommen waren, z. B. Löwis of Menar aus Riga. Der erste Tag gehörte wie immer dem Schänzchen, am zweiten Tage aber wurde mit dem Kommerz der Schwerpunkt der Feier nach Oberwesel verlegt. Das war zum letzten Male im Sommer 1864 geschehen, seitdem war es öfter geplant worden, aber zufällige Umstände hatten jedesmal die Ausführung verhindert. Seit 1869 ist es Regel geworden, das Stiftungsfest alle fünf Jahre in Oberwesel zu feiern. Das ist ein ganz eigenartiges Fest, keiner anderen Universität ist die Möglichkeit gegeben es so zu feiern, das kann nur Bonn am Rhein. Denn die Rheinfahrt giebt ihm das besondere Gepräge, sie nimmt den größten Teil des einen Tages in Anspruch. Frühmorgens geht es im festlichen Zuge zum Dampfer. Mit argwöhnischen Blicken empfängt das reisende Publikum die lärmende Schaar von jungen Studenten und be- moosten Häuptern. Die Musik spielt auf, Böllerschüsse krachen los, Weinfässer werden an Bord gerollt und die schwarz-rot-goldne Fahne steigt am Mast in die Höhe. Wie soll das werden? Aber es geht besser, als man gedacht. Die Fahrt währt lange und es bietet sich den Reisenden genug Gelegenheit um zu beobachten, wie in harmloser Fröhlichkeit sich das bunte Treiben über das ganze Schiff verteilt. Hier sitzen vergnüglich die Alten

beim Wein und erzählen von vergangenen Zeiten, dort ist der junge Student auf neue Thaten bedacht. Er kennt die Städte und Dörfer und Ruinen so genau, er weiß so hübsch zu erklären und zu erzählen von Nonnenwerth und Rolandseck, und immer giebt es Neues zu sehen und zu erfragen und zu beantworten. Und wie sich nun so allmählich die Zurückhaltung verliert, da reicht er der neben ihm stehenden jungen Dame das große Trinkhorn, das mit Wein bis zum Rande gefüllt ist, und sie wagt zu nippen. Da ertönt Musik und fordert zum Tanze auf. Einige Paare treten an und die anderen fassen Mut, man ist ja am Rhein, wo das Leben so frei und fröhlich ist, wo man den Zwang nicht kennt, und nun windet sich in langer, langer Reihe die Polonaise durch das ganze Schiff, treppauf-treppab, durch die Kajüten und übers Verdeck. Dann folgt Tanz auf Tanz und die Zeit vergeht wie im Fluge. Es ist, als wenn alle Reisenden eine Gesellschaft bildeten, die schon längst zusammengehört hätte. Aber da naht schon die Stunde der Trennung, der Ehrenbreitstein zeigt seine mächtige Front, rechts öffnet sich das Moselthal und der Dampfer legt an der Landungsbrücke von Koblenz an. Hier muß das Schiff gewechselt werden, da das große ohne zu halten an Oberwesel vorbeifährt. Die roten Mützen werden geschwenkt, weiße Tücher wehen von drüben und ein donnerndes Hoch schallt dem davonrauschenden Dampfer nach. Sogleich wird auf dem kleineren Schiff in der Kajüte das gemeinsame Mittagessen eingenommen. Wir sind hier unter uns und das ist gut, denn der Wein ist doch stärker gewesen als mancher Trinker, und schon während des Essens sinkt einer oder der andere rückwärts von der Tafel in die Rissen der Bank, mitleidig verhüllt eine Serviette sein Antlitz. Aber Böllerschüsse tönen wieder und wecken selbst die „Leichen“ auf. Wir sind an der Lorelei und nun winken schon in der Ferne die Türme von Oberwesel, auf halber Höhe ragt der schlanke Bau der Wernerkapelle und hoch oben krönen den Berg die Trümmer der Schönburg. Das Schiff verlangsamt die Fahrt und hält, Ruderlähne nehmen uns auf und an der Landungsstelle begrüßt uns in Frack und Cylinder der Bürgermeister und geleitet den rasch geordneten Zug durch die engen Gassen des altertümlichen Städtchens bis an den Rheinischen Hof. Die Musik hat Groß und Klein hervorgelockt und bereit gemacht den Wegweiser zu den in der Stadt gelegenen Quartieren zu spielen. Nachdem uns ein kühles Bad in den Fluten Vater Rheins gestärkt und erfrischt hat, beginnt im geschmückten Saale der Kommerz. Von dem ersten Liede und von der großen Rede des Sprechers an verlief er unter den rauschenden Klängen der Musik und unter wachsendem Stimmengewirr in herkömmlicher Weise bis zum Landes-

vater und initium fidelitatis, aber wie er zu Ende ging, danach fragt nicht die, welche in fremdes Quartier gedrungen, welche auf dem „Bahnförpser“ umhergeirrt sind, nicht die, welche unter freiem Sternenhimmel im Felde ihre Lagerstätte gesucht haben! Das Katerfrühstück vereinigte die meisten wieder an der fröhlichen Tafel, und der tolle Katerumzug in der friedlichen Stadt, die alles erlaubte und alles verzieh, weckte mit seinen launigen Scherzen auch die letzten der Schläfer. Der Nachmittagsausflug in die frische Luft der Höhen und wieder hinab in das weinberühmte Bacharach bildete den schönen Abschluß des Festes wie das Fest selbst den Abschluß eines schönen Sommersemesters.

Einen ganz anderen Anfang nahm das folgende Wintersemester. Von den 15 Aktiven, die von Oberwesel in die Ferien gegangen waren, erschienen zum Antrittskonvent Ende Oktober 1869 in Bonn statt der erwarteten 14 nur 5. Von den 7 Füchsen des Sommers fehlten 3, von den 7 Jungburschen 5. Ganz unvermutet liefen 5 Austrittserklärungen und 4 Gesuche um Inaktivität ein. Dieser plötzliche Rückgang nach einem Feste, bei dem alles ein Herz und eine Seele gewesen zu sein schien, konnte nicht anders als niederdrückend wirken, er that es um so mehr, je weniger für ihn ein wirklicher Grund erkennbar war.

Freilich war die Mitgliederzahl der Burschenschaft schon seit Herbst 1866 stark zurückgegangen:

Bon den	48	Aktiven	des	Sommers	1866	blieben	im	Winter	25	aktiv,
"	"	35	"	"	W.	66/67	"	"	S.	20
"	"	22	"	"	S.	67	"	"	W.	14
"	"	20	"	"	W.	67/68	"	"	S.	11
"	"	14	"	"	S.	68	"	"	W.	7
"	"	15	"	"	W.	68/69	"	"	S.	11
"	"	19	"	"	S.	69	"	"	W.	5

Diese rasche Abnahme in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre, während in der ganzen ersten Hälfte die Mitgliederzahl sich auf ziemlich gleicher Höhe, zwischen 32 und 43 Aktiven, gehalten hatte, ist zu auffällig, als daß sie unerwähnt und unbesprochen bleiben dürfte. Allerdings ist unsere Burschenschaft nicht nur in diesem Jahrzehnt solchen Schwankungen unterworfen gewesen. Das zeigt ein Blick in das Altmannen-Album: Da steigen und sinken die Zahlen, es ist wie ein stetes Auf- und Abwogen bald längerer, bald kürzerer Wellenzüge. Aber die Gegensätze sind, wenn Zahlen sprechen sollen, niemals so groß gewesen und niemals sich so nahe getreten wie in den sechziger Jahren. Hinter der höchsten Welle, die sich schäumend überstürzt, folgt gähnend der tiefste Abgrund. Sene kam im

Sommer 1866: 65 Nemannen verkehrten auf dem Schänzchen, die der Examina wegen Exmatrifulierten miteingerechnet. Die niedrigste Zahl hat das Wintersemester 1870/71 mit nur 9 Nemannen in Bonn. Aber die Gegensätze sind einander noch näher gerückt als die beiden Kriegsjahre 1866 und 1870. Das Sommersemester 1866 zählte 48 Aktive, das S. S. 1868 nur 14, jenes brachte der Nemannia 23 Füchse, eine Zahl, die weder vorher noch nachher wieder erreicht ist, das S. S. 1867 dagegen, abgesehen von 3 Konkneipanten, von denen einer blieb, nur zwei Füchse, die noch dazu beide das zweite Semester in der Nemannia nicht erlebten. Eine Gegenüberstellung der Fuchszahlen wird den großen Unterschied am besten veranschaulichen:

		ausgeschieden				ausgeschieden	
		Füchse	als Fuchs, als Bursche			Füchse	als Fuchs, als Bursche
S. S. 62	13	—	4	W. S. 66/67	10	7	—
W. S. 62/63	14	1	3	S. S. 67	5	4	—
S. S. 63	11	1	2	W. S. 67/68	5	—	—
W. S. 63/64	11	3	2	S. S. 68	3	—	2
S. S. 64	12	1	2	W. S. 68/69	7	—	5
W. S. 64/65	13	1	1	S. S. 69	7	3	—
S. S. 65	14	1	1	W. S. 69/70	5	1	1
W. S. 65/66	10	1	2	S. S. 70	4	1	1
	98	9	17		46	16	9
S. S. 66	23	8	5				

Es nimmt also nicht nur die Zahl der Füchse ab, sondern es gestaltet sich auch das Verhältnis der Aus- zu den Eintretenden für die Burschenschaft viel ungünstiger. Denn während die Zahl der Füchse um die Hälfte in der zweiten Periode von 8 Semestern hinter der ersten zurückbleibt, hält sich die der Austretenden auf gleicher Höhe, mit dem einzigen Unterschiede, daß jetzt ebensoviele im Fuchssemester ausscheiden wie früher als Burschen. Der Sommer 1866 weist in jeder Beziehung die höchsten Ziffern auf, es treten am meisten ein und am meisten aus.

Über die Gründe und Folgen eines so auffälligen Wechsels der Mitgliederzahl wird man in der Geschichte der Nemannia nach Aufklärung suchen. Doch liegen die ersteren nicht so klar, die letzteren könnten in ihrer Bedeutung leicht übertrieben werden. Zahlen beweisen, aber sie beweisen nicht alles. Es kommt darauf an, was man aus ihnen schließen will. Es wäre jedenfalls ein falscher Schluß, wollte man behaupten, daß das Ansehen der Burschenschaft in gleichem Verhältnisse gesunken wäre wie die Zahl. Nicht das zahlreichste Volk ist darum auch das berühmteste.

Die Kraft des Volkes und die Umsicht seines Herrschers machen einen Staat groß und mächtig, nicht die Einwohnerzahl. Ebenso wird die Stellung der Burschenschaft nicht von der Zahl, sondern von der Tüchtigkeit ihrer Mitglieder abhängen. Aber wie trotzdem für jeden Staat die Abnahme oder Zunahme seiner Bevölkerung wichtig genug ist, so kann auch auf die Alemannia das Ausbleiben oder Austreten der Füchse nicht ohne Einfluß gewesen sein.

Freilich äußerte sich dieser Einfluß nicht so plötzlich, wie die Zahl rasch abnahm. Denn wenn auch von den 23 Füchsen des Sommers 1866 während oder gleich nach dem ersten Semester schon 9 austraten und von den 10 Füchsen des folgenden Winters sogar 7 verschwanden, so trat man doch das S. S. 1867 mit 21 aktiven und 7 inaktiven Burschen an. Bei dieser immer noch stattlichen Zahl hatte der Mangel an Füchsen für den Augenblick keine Bedeutung, das nächste Semester konnte wieder mehr bringen. Den Austretenden wurde keine Thräne nachgeweint, man vermisse nicht, was man nicht geschätzt hatte. Nicht als Nachteil, als Vorteil sah man das Ausscheiden unsicherer und unpassender Elemente an. Was geblieben war, schloß sich um so fester zusammen. Auch als in den folgenden Semestern der alte Fuchsenreichtum nicht wiederkehren wollte, blieb doch die Sorge fern. Denn was an Füchsen kam, war gut und weckte Hoffnung, und die Alemannia war immer noch stärker als jede andere Verbindung. Es kam hinzu, daß gerade damals viele ältere Leute, inaktive und ermatrifulierte, zurückkehrten, um nach dem Besuche einer anderen Universität in Bonn Doktor und Staatsexamen zu machen. Das war ein guter Brauch, den mehr noch Mediziner als Philologen, am wenigsten die Juristen beachteten. Es würde genügen die Namen zu nennen, um zu zeigen, wie wichtig für die Burschenschaft und für den einzelnen gerade die Anwesenheit dieser älteren Leute gewesen sein muß. Da treten Kayser und Flues, äußerlich und innerlich Gegensätze, schon damals durch dasselbe Couleurinteresse in den Vordergrund, das sie heute noch auszeichnet, der eine mehr im Stillen wirkend, der andere nie um ein gerades, derbes, treffendes Wort verlegen. Wiedemann herrschte unter den Fröhlichen, selber immer fidel, immer geneigt dem Leben die gute Seite abzugewinnen, sicher, rasch und gewandt, und mit ihm zusammen waren, bald fleißig bei der Arbeit, bald flott auf der Kneipe, der schöne Becker und Beckhaus, die Ente, ein Hüne voll überschüssiger Kraft und Leidenschaft, und Madelung, auch fröhlich unter den Fröhlichen, aber doch ernster als die anderen, zielbewußt, kurz und bestimmt im Urtheil, ausschlaggebend im Konvent, in späteren Jahren mehr dafür, daß die

Jungen sich selber helfen lernten. Dazu kam noch Simons, das Original, das eigentlich nicht ernst zu nehmen war und doch sehr ernst genommen sein wollte, voll launiger Scherze und unberechenbarer Einfälle, geneigt andere zu quälen und zu necken, aber selber viel leichter noch geneckt und gequält, da er in der Abwehr von Angriffen unbeholfen und schwerfällig war. Neben diesen Medizinem nahm eine besondere Stellung ein: Julius Fischer, aus Flammersheim, einer der wenigen Rheinländer der Bonner und Kölner Gegend, die in jener Zeit bei uns zu Ansehen kamen, Jurist, unsere höchste Autorität auf finanziellem Gebiete. Auf Anstand und Sitte hielt Merschberger, eben erst mit neuerworbenen Sprachkenntnissen aus Paris zurückgekehrt, darum Merschbergé genannt, salonmäßig in Kleidung, gewählt im Ausdruck. Den größten Einfluß aber übte immer noch Oskar Meyer aus, der im Sommer 1868 sein letztes Semester in Bonn verlebte. Alter noch als er war Krummacher aus Duisburg, P. M. genannt, der Fuchs im Sommer 1861 gewesen war. Er hatte zuerst Theologie studiert und diese Studien auf Wunsch seines Vaters auch mit dem Examen beendigt, obwohl er längst die Absicht hatte unzufatteln und Mediziner zu werden. Als solcher war er nach Bonn zurückgekehrt und stand nach vielen Semestern nun wieder im Examen. Uns jungen Füchsen gab er sich als hohe Respektsperson, würdevoll trug er den Cylinder im Leben wie auf dem Kneipbild; aber das war nur äußerlich, innen saß ihm der Schelm, mit Schnurren und Witzern fand er kein Ende, er war ein Kneipgenie sondergleichen: den Gipfel der Fidelität erreichte die Kneipe, wenn er am Klaviere sitzend mit Meisterschaft die Japanaise piff, und unbeschreiblich war der Jubel beim Fastnachtsspiel von 1868, als sich der Vorhang hob und P. M. als Apoll in Trikot und Lorbeerfranz, die Leier im Arm, auftrat, mit Macht in die Saiten schlug und den Gesang anstimmte: „Seid uns heute all' gegrüßt zc.“

Alle diese Alten waren stolz auf die „Couleur“. Sie hatten eine große Zeit in ihr erlebt und wollten deren Geist auf die jüngere Welt vererben. Sie hatten das Kartell mit Arminen und Bubenreuthern gelöst und der Memannia die Richtung gegeben, die exklusiver war als das exklusive Kartell. Die Memannia sollte allein bestehen und sollte zeigen, daß sie am sichersten und besten allein bestand, verantwortlich nur sich selbst. blieb sie aus eigener Kraft in Bonn die erste, die einzig wahre Burschenschaft, so war auch nach außen ihr Ruf gesichert, ganz gleich ob Berruf kam von Erlangen oder Heidelberg. Waren es ihrer weniger als früher, so mußten sie um so fester auftreten, stramm nach außen und in sich geschlossen. Die freie und gesunde Entwicklung des einzelnen zu fördern,

Charaktere zu bilden und so ein wohlbegründetes Selbstbewußtsein zu erzeugen und zu erhalten, das war das Ziel. Die burschenschaftlichen Grundsätze wurden betont, aber es war nicht ein Spielen mit Wörtern und Schwärmen in Gedanken, persönliches Beispiel sollte das Beste thun. Daß sie durch ihre Teilnahme an allen Vorgängen im Konvent, auf der Kneipe und bei Ausflügen und durch vertrauten Verkehr mit den einzelnen wirklich einen solchen Einfluß im guten Sinne ausgeübt haben, kann nicht bezweifelt werden. Unter den Jüngeren war das Holz, aus dem Männer geschnitten werden. Auch nachdem das große Semester von 1866 vom Schauplatze abgetreten war, machte die Besetzung der Ämter keine Schwierigkeit. In dem Sommer des Universitätsjubiläums waren wir sogar durch Krüger, Krauel und Borsch ausgezeichnet vertreten. Die Mehrzahl der Aktiven stammte aus Westfalen, aber auch unter ihnen war noch der Nordosten unseres Vaterlandes vertreten. Krüger war ein rühriger Westpreuße, eifrig im Reden, rasch im Handeln. Sein preußisches ei machte so viele Freude wie das ft des Lübeckers Krauel. Dieser zeichnete sich durch vornehme Ruhe, durch Gemessenheit in Haltung und Sprache aus, sein überlegener Verstand gab ihm Sicherheit und Selbstbewußtsein. Wer ihm befreundet war, wundert sich nicht über seine spätere glänzende Laufbahn. Ruhe kannte auch Borsch aus Laasphe, aber es war die behagliche Ruhe, mit der sich der gute Walzertänzer dreht, der gewandte Billardspieler den richtigen Punkt der Kugel mit richtigem Effekt trifft; auf der Mensur war er ein unangenehmer Linkser. Die fünf Füchse von Herbst 1867 machten bei der Erziehung mancherlei Mühe, das verraten schon einige Beinamen, wie der „frecke“ Jehn, der „weise“ Wendt. Sie brachten ein gut Teil des Selbstbewußtseins, das ihnen anezogen werden sollte, schon mit, aber sie schlugen doch alle fünf gut ein. Bei weitem der bedeutendste unter ihnen war Borges aus Münster, ein talentvoller Mensch, flott und ausdauernd im Arbeiten wie im Kneipen, geschickt zu allem, nur als Schläger nicht gerade glücklich, aber ein guter Redner und Sänger, am Klavier und bei den Fastnachtsspielen so unentbehrlich wie bei der Bierzeitung. Es wurde ihm leicht, den mitunter — wie soll ich sagen — stark medicinischen Ton der höheren Semester mit aristophanischen Kraftausdrücken noch zu übertrumpfen, und doch erfüllte ihn Begeisterung für die Ideale griechischer und deutscher Dichtung. Er war zum Spott geneigt und leicht absprechend im Urteil, ein Feind aller unklaren Gedankenschwärmerei so gut wie von öder Fach- und Pauksimpelei. Drei Semester lang bewährte er sich als Kneipwart und Bierzeitungsredakteur, er war Schriftwart und zweimal Paukwart, zuletzt Sprecher. In seinem 5. Semester ging er nach Leipzig, aber in der Absicht,

sein philologisches Examen später in Bonn zu machen. Beim Ausbruch des Krieges trat er als Einjähriger zusammen mit Schulte in das 13. Infanterie-Regiment ein. Vor Mey erkrankte er am Typhus und starb nach wenigen Wochen im Lazarett von Kreuznach. Er ist der einzige, den die Alemannia im Kriege verloren hat, aber es paßt auf ihn Schillers Wort: „Ja, der Krieg verschlingt die Besten!“ Wer die hohe Stirn, umrahmt von braunen Locken, die hellen forschenden Augen über der gebogenen Nase, unter vollen Lippen das kräftige Kinn gesehen hat, der wird Borges nicht so leicht vergessen.

Wendt verließ Bonn Herbst 68, Sehn Ostern 69, beide kehrten aber zurück und haben der Burschenschaft dann noch wesentliche Dienste geleistet, der erstere als Sprecher in kritischer Zeit vor dem Kriege, der andere nach demselben als alter Herr im medizinischen Staatsexamen.

War also auch in jenen sechziger Jahren die Zahl zurückgegangen, so ergänzten sich doch damals Alte und Junge in so glücklicher Weise, daß man für den Augenblick einen Mangel gar nicht empfand, und sorgende Blicke in die Zukunft zu thun ist ja nicht gerade eine Gewohnheit der akademischen Jugend. Dann kam auch wieder die Zeit, die einen regelmäßigen Zugang an Fuchsen zu bringen und somit für die Zukunft wieder eine Verstärkung der Mitgliederzahl zu verheißen schien. Das Wintersemester 1868/69 und der Sommer 1869 zählten je 7 Fuchse, und da zugleich ältere Inaktive wieder aktiv wurden wie z. B. Weyland, der das schon im 4. Semester verwaltete Amt des Sprechers wieder im 8. Semester übernahm und Osthoff, der im gleichen Semester Schriftwart wurde, so wuchs das Gefühl der Sicherheit nicht nur infolge der zunehmenden Zahl, sondern auch infolge des Ansehens, das einzelne genossen. So kam es, daß selbst sorgende Gemüter wie Weyland, die Krisis, an die andere gar nicht gedacht hatten, für überwunden hielten, und das fröhliche Sommersemester 1869 mit dem schönen Abschluß des 25jährigen Stiftungsfestes schien ihm Recht zu geben. Aber wie gesagt erwiesen sich diese Hoffnungen beim Antritt des Wintersemesters als ganz trügerisch.

Die Austrittserklärungen in den Jahren 1866 und 1867 waren zwar in größerer Masse erfolgt, in beiden Jahren je 12, aber sie hatten für die Burschenschaft viel geringere Bedeutung gehabt. Denn es waren fast nur Fuchse gewesen, die Zahl der Zurückbleibenden war immer noch sehr groß zu nennen und es ließen sich wohl Umstände finden, die als Erklärung dienen konnten. Die übergroße Zahl hatte das Zusammenleben erschwert und eine einheitliche Erziehung der Fuchse fast unmöglich gemacht. Man gab sich überhaupt weniger mit ihnen ab, weil man es nicht für nötig hielt. Manche derselben mögen sich zu wenig beachtet gefühlt und einen

Anschluß nicht gefunden haben. Vielleicht hat auch das Messurungsglück des Sommers 1867 ungünstig eingewirkt. Jetzt aber lag die Sache wesentlich anders. Vom Herbst 1867 bis Herbst 1869 trat kein Fuchs aus, aber vom Sommer 1868 bis Sommer 1869 traten aus oder wurden dimittiert oder exkludiert nicht weniger als 9 Burschen, 6 auswärtige inaktive im 6. und 7. Semester und 3 aktive und vom Beginn des Wintersemesters 1869 folgten bis Weihnachten noch die Austrittserklärungen von 4 Burschen und 3 Fächsen, die im Sommer aktiv gewesen waren. Das war um so empfindlicher, weil der Bestand der Aktiven überhaupt schon geschwächt war, weil die neue Einbuße ganz unerwartet kam, gerade in einer Zeit, die voll Hoffnung gewesen war, und weil triftige Gründe für den Austritt nicht angegeben wurden. Wenn zutreffend war, was wir darüber dachten und sagten, so konnte das auch nicht gerade ermutigend wirken. Die Sache lag so: Man wußte schon im Sommer, daß Borges, die einzige imponierende Persönlichkeit unter den Jüngeren, am Schluß seines 4. Semesters inaktiv werden würde, um nach Leipzig zu gehen, man wußte ferner, daß der größere Teil der oben geschilderten alten Herren nach Erledigung der Staatsexamina im Herbst Bonn verlassen und daß auch die meisten der neun Kneippgäste, die während des Sommers in engem Verkehr mit uns gestanden hatten, nach dem Stiftungsfest nicht zurückkehren würden, von Ersatz für alle diese Verluste war nichts bekannt, man hatte also die Aussicht, im Winter weder ein so fröhliches noch ein so günstiges Semester zu erleben wie im Sommer. Es scheint, daß ein großer Teil von denen, die hätten bleiben sollen, unter diesen Umständen schwachmütig genug war, das nach seiner Meinung sinkende Schiff zu verlassen. Es fällt auf, daß die 7 Burschen, die im Laufe des Jahres freiwillig austraten, allesamt Rheinländer waren aus Köln oder doch dem mittleren Teile der Rheinprovinz. Unter ihnen befand sich der Sprecher, den wir zum Nachfolger von Borges gewählt hatten, übrigens ein guter und gefährlicher Schläger; ein anderer lief sogar zu den Teutonen über, unter denen er viele Landsleute aus der Gegend von Köln und Aachen fand. Gegen Rheinländer dieser Gegend waren wir seitdem sehr argwöhnisch; anders war es mit denen von der Nahe und vom Niederrhein. Wie den Kern der Burschenschaft schon seit Jahren Westfalen gebildet hatten, zu denen außer Rheinländern besonders Hansestädter und Preußen aus dem Osten gekommen waren, so befanden sich unter den Ausharrenden jetzt nur Westfalen, ein Danziger, ein Lübecker und einer von der Nahe.

Das Ausharren hat sich belohnt, die zwei Semester bis zum Kriege zählen freilich nicht zu den glänzenden, aber auch nicht zu den verlorenen.

Mit 5 Füchsen und den zurückgekehrten Inaktiven kamen wir auf 14 Mann und waren bei der damaligen Schwäche aller Verbindungen noch relativ stark. Wendt wurde wieder aktiv, zunächst Schriftwart, dann Sprecher. Er hat uns wiederholt bei wichtigen Gelegenheiten in Bonn und Eisenach mit Erfolg vertreten. Mit gutem Rat half uns Leopold Schmidt, ein eifriger Philologe, der nach gut bestandenem Staatsexamen leider allzufrüh gestorben ist. Wegen seiner kleinen, unansehnlichen Figur und der großen schwarzen Augen wurde er das kleine Äz genannt; in Tübingen, wo sein Name zu einer Verwechslung mit unserem hochgewachsenen, vielgerühmten Schläger Ed. Schmidt geführt hatte, so daß er gleich nach seiner Ankunft von Germanen ankontrahiert worden war, hatte er sich eine Hochquart durch das ganze Gesicht geholt. Er spielte nicht gerade, was man eine Rolle nennt, unter uns, dazu war er zu einfach und bescheiden, aber er hielt die Überlieferung aus der guten Zeit der sechziger Jahre in uns wach. Simons erfreute uns und die Bierzeitung durch stets neue Schwänke seiner freiwilligen und unfreiwilligen Komik, doch stand die Bierzeitung dieses Semester nicht auf der Höhe früherer Zeiten.

Bei unserer geringen Zahl durften wir nicht mehr mit dem einst anerkannten Einfluß auf die Studentenschaft rechnen, um so weniger, als sich damals in dieser eine Bewegung gegen die Vorrechte der Verbindungen vollzog, die zu der Bildung eines sogenannten permanenten Studenten-Komitees führte und etwas später, im Winter 1870/71, ein äußeres Zeichen in dem allerdings bald aufgegebenen Versuch fand, bunte, nach den Fakultäten unterschiedene Mützen für alle Studenten einzuführen. Aber wo es galt öffentlich aufzutreten, wie z. B. beim Arndtkommers, der im Januar 1870 zur Feier des 100. Geburtstages des Kämpfers für Recht und Freiheit und Einigkeit des großen deutschen Vaterlandes gefeiert wurde, und beim Begräbnis von Böcking im Mai 1870, da gelang es uns ohne besonderen Kampf unsere Wünsche durchzusetzen, indem wir unserem Sprecher die zweite Rede und uns einen bevorzugten Platz sicherten.

Zu anderen Hochschulen traten wir damals in ein neues Verhältnis. Seit die enge Verbindung mit den Arminen und Bubenreuthern durch Kündigung des Kartells von uns Ende 1866 gelöst war, hatten wir jede Annäherung an andere Burschenschaften streng vermieden und waren für uns geblieben. Kneipgäste hatten wir bis zum Sommer 1869 wenig, nur einzelne Brunsvoigen wie Witte, der 1867 den Bierzipfel erhielt. Unsere Inaktiven aber gingen mit Vorliebe nach Berlin, wo ihnen der Verkehr mit anderen Burschenschaften fern lag und sie eine eigene Kneipe, bei Stieme, hatten. Andere studierten in Würz-

burg und waren sich auch da selbst genug. Mit eigenen Waffen traten sie den Makaren gegenüber und pakteten 1868—69 eine beträchtliche Anzahl von Mensuren aus. In Tübingen gingen einzelne unserer Leute mit Germanen los, nur in Göttingen und Heidelberg kneipten je zwei, dort mit den Brunsvigen, hier mit den Frankonen. So hatten wir uns in und außer Bonn rasch wieder daran gewöhnt, allein unsere Wege zu gehen. Wir waren bei der Lage der Dinge davon überzeugt, der gemeinsamen burschenschaftlichen Sache den schuldigen Dienst am besten zu erweisen, wenn wir die Fahne der Alemannia zu Bonn hochhielten.

Wenn gerade zur Zeit unserer höchsten Blüte von zwei auswärtigen Burschenschaften der Berruf über uns verhängt worden war, so hatten wir uns in unserem Thun und Lassen dadurch nicht behindert gefühlt, weil wir die Schuld an dem Zerwürfniß nicht trugen, aber hatten doch in so unberechtigten Berrufserklärungen einen Schaden für die burschenschaftliche Sache überhaupt gesehen. Die Aufhebung des Berrufs, die von den Heidelberger Frankonen im Februar 1868 und von den Erlanger Germanen im April 1869 ausgesprochen wurde, war daher von uns nur als die Wiederkehr des natürlichen Zustandes begrüßt worden.

Nun erging im November 1869 von eben denselben Germanen an uns die Aufforderung, an der Bildung einer Konvention vorläufig von 13 Burschenschaften uns zu beteiligen. Wir erkannten darin zunächst mit Genugthuung den Beweis dafür, daß auch von jenen das Unnatürliche des früheren Verhältnisses wohl empfunden war. Dann aber war zu überlegen, ob wir unserer bisherigen Politik der Zurückhaltung treu bleiben oder jener Aufforderung Folge leisten sollten. In einer Reihe von Konventsitzungen wurde diese Frage erwogen. Es ließ sich nicht verkennen, daß die Vereinigung einer stattlichen Zahl von Burschenschaften, die sich alle wenn auch mit Unterschied eines guten Rufes erfreuten, die gemeinsame Sache besser fördern könne als das wenn auch noch so zielbewusste Auftreten einer einzelnen Burschenschaft. Freilich mußten wir, wenn wir beitraten, auf die Annehmlichkeit einer Stellung, welche nur für das eigene Thun und Handeln Verantwortlichkeit kennt, verzichten, und doch hatten wir sie erst seit kurzem wieder recht schätzen gelernt. Aber der etwaige Nachteil, den der Anschluß an die anderen etwa mit sich bringen konnte, durfte auch nicht zu hoch angeschlagen werden. Das Kartell hatten wir gekündigt, weil wir von Nicht-Alemannen nicht das Verhältnis der Burschenschaft zu ihren eigenen Mitgliedern beurteilt wissen wollten, sondern in dem Versuche es zu thun einen Eingriff in unsere Rechte und eine Gefahr für unsere Selbständigkeit erkannten. Die Konvention aber sollte

nach den eingesandten Statutenentwürfen eine Vereinigung werden, in der neben den Kartellen die einzelnen Burschenschaften bestehen und also auch ihre Freiheit behalten konnten. Wir entschlossen uns daher, zum 20. Januar 1870 einen Vertreter nach Eisenach zur Mitberatung der Statuten zu entsenden. Auf diesem Burschentage waren außer uns vertreten die Arminen von Marburg und die Brunsvigen, dann das rote Kartell, die Bubenreuther und Jenenser Arminen, das süddeutsche Kartell, das damals aus den Alemannen in Halle und Heidelberg, aus den Germanen in Erlangen und Tübingen und den Kieler Teutonen bestand, und das sogenannte grünweißrote Kartell, die Heidelberger Frankonia, die Germania in Jena und die Hannovera. Es gelang die vorhandenen Bestrebungen, die auf eine engere Vereinigung hinzielten, zurückzudrängen. Der Statutenentwurf der Erlanger Germanen wurde den Beratungen zu Grunde gelegt und im wesentlichen angenommen. Als Zweck der Konvention wurde im § 1 gegenseitige Förderung der burschenschaftlichen Bestrebungen, allmähliche Herbeiführung einer Vereinigung sämtlicher deutschen Burschenschaften und Verhinderung von Verrufserklärungen angegeben. Im § 2 waren als Grundsätze aufgestellt: Vaterlandsliebe, Sittlichkeit und Wissenschaftlichkeit; § 3 verpflichtete zu unbedingter Satisfaktion. Mit diesen allgemein gefaßten Grundsätzen konnten sich alle einverstanden erklären, im übrigen gewährleistete der § 4 ausdrücklich jeder Burschenschaft vollständige Freiheit der Entwicklung. Auf fremden Hochschulen wurde Anschluß der Inaktiven an eine Konventionsburschenschaft oder, wo es eine solche wie z. B. in Berlin und Leipzig nicht gab, Zusammenschluß der Inaktiven untereinander gefordert. Wie weit trotzdem die Konvention von einem Kartell entfernt war, zeigt am besten der Umstand, daß das Pauken innerhalb der Konvention mit Ausnahme von P. P. Suiten gestattet wurde. Auf Grund dieser im Januar vereinbarten Statuten erklärten die Konvente aller 13 Burschenschaften ihren Beitritt zur Konvention.

Freilich einig war man noch lange nicht. Schon dem ersten ordentlichen Burschentage, der im Juni 1870 in Eisenach abgehalten wurde, lag eine lange Reihe von Anträgen zur Abänderung der Statuten vor. Am gefährlichsten erschien uns der Antrag der Marburger Arminia, im § 2 das Wort Sittlichkeit durch den engeren Begriff Keuschheit zu erläutern. Die Neigung für ihn zu stimmen und so unserem allezeit streng gewährten Grundprinzip Geltung in weiteren Kreisen zu verschaffen, war natürlich groß. Aber es war vorauszusehen, daß bei der Annahme des Antrages das grünweißrote Kartell ausscheiden würde. Aber der Zweck der Konvention, eine Vereinigung sämtlicher Burschenschaften herbeizuführen, würde damit

eine eigentümliche Beleuchtung erhalten haben, indem der Anfang zur weiteren Vereinigung mit einer Trennung der schon vereinigten gemacht wäre. Auch hatte die Erfahrung mit dem roten Kartell uns ja gerade den Nachteil einer zu engen Vereinigung klar gemacht. Die Konvention schien uns zweckmäßig zur Vertretung der burschenschaftlichen Interessen nach außen, in allen inneren Angelegenheiten wollten wir volle Freiheit der Bewegung behalten.

Unser Vertreter Wendt wurde daher beauftragt, auf Grund der schon angenommenen Statuten die Berechtigung des Burschentages, in die innere Verfassung einzugreifen, zu bestreiten. Wäre dem Burschentage diese Berechtigung zuerkannt worden, so war klar, daß die Konvention eine ganz neue Grundlage gewonnen hätte. Sie wäre eine Vereinigung geworden enger, als beabsichtigt war, und hätte, wenn die Form der Statuten, die die Mehrheit für gut hielt, den einzelnen aufgezwungen werden konnte, eine Vereinigung vollständig gleichartiger Burschenschaften werden müssen. Daß wir unter dieser Voraussetzung das Verlangen hätten stellen oder unterstützen müssen, die für unsere wie für die Statuten der Mehrheit geltende Keuschheit in die Konventionsstatuten aufzunehmen, leuchtet ein. Würde aber dem Burschentage die Berechtigung aberkannt, über so eingreifende Fragen der inneren Verfassung zu urteilen, so war die Konvention in ihrem bisherigen Bestande und in ihrer bisherigen Verfassung gesichert. Wendts Auseinandersetzungen wirkten so überzeugend, daß der Vertreter der Arminia den Antrag auf Keuschheit zurückzog. Auf demselben Burschentage wurde mit der Aufnahme der Senenser Teutonia der erste Schritt zur Erweiterung der Konvention gethan, so daß die Vereinigung nunmehr aus 14 Burschenschaften bestand.

Während wir so der burschenschaftlichen Sache durch neu gewonnene Beziehungen zu auswärtigen Burschenschaften zu dienen hofften, blieb unser Verhältnis zu den Bonner Verbindungen unverändert. Wir standen in dem Winter 1869/70 mit den Corps, mit Franken und Märkern in Berruf und paulten mit der Landsmannschaft Teutonia und der Burschenschaft Helvetia, natürlich ohne uns sonst mit diesen näher einzulassen. Die Paukereien wurden aber bald nach Beginn des Semesters infolge eines Anfalls, der viel von sich reden machte, sehr erschwert. Als nämlich Bismarcks ältester Sohn, der mit seinem jüngerem Bruder bei den Borussen aktiv war, lange und gefährlich an einem Mensurschnitte darniederlag, ergriff auf Anordnung des Ministeriums der Senat die strengsten Maßregeln, um jede Paukereie zu verhüten. Am unangenehmsten wurde von uns, obwohl darin schon ein Entgegenkommen lag, die Anordnung empfunden,

wenn überhaupt, doch nur mit Mühen loszugehen. Die Helvetier wollten sich dieser Bestimmung fügen, die Teutonen schlugen vor, um die Aufmerksamkeit abzulenken, eine Weile das Pauken einzustellen. Es gelang uns aber doch, freilich unter großen Schwierigkeiten, jene Vorschrift zu umgehen und nach dem alten Paukkomment eine Reihe von Mensuren auszupauken.

Auf ein Losgehen im altbewährten Pauklokale zu Duisdorf mußte freilich bald verzichtet werden. Denn der Pudel war stets frühzeitig zur Stelle. Aber gerade weil wir auf den dortigen Saal, der selbst im Sommer dem Sande vorgezogen zu werden pflegte, im Winter einzig und allein angewiesen zu sein schienen, glückte es uns gelegentlich den Aufpaffer gründlich zu täuschen. So traf es sich einst zufällig, daß der Pedell Adam gleichzeitig mit unserem Unparteiischen in Duisburg einfuhr. Diesen hielt er, seiner Sache nun ganz sicher, in seiner schlaunen Gemüthlichkeit durch ein Gespräch fest und wartete geduldig auf uns im Wirtshause. Uns aber hatte, als vor dem Dorfe die Meldung des Paukaffen einlief, der Pudel sei schon da, ein rasch gefaßter Entschluß nach dem Sande entführt und es ermöglicht, in aller Ruhe sechs Mensuren unter freiem Himmel auszupauken.

Nun war natürlich auch der Sand nicht mehr sicher, vom Sternthor ging bei jeder Ausfahrt der Wind zum Universitätsgebäude. Die ungewöhnliche Wachsamkeit der Pedelle nötigte daher zu immer neuem Wechsel des Paukortes. Leicht war es nicht, geeignete Plätze zu finden, aber doch weiß der einsame Weg, der vom Schänzchen am Rhein entlang nach Grauhaindorf führt, von Mensuren zu erzählen, bei denen der Rhein uns das Eis zum sofortigen Kühlen geliefert hat, und ebenso ist das auf entlegener Höhe über Rüdinhoven aus dem Walde vorschimmernde Fauveauxhäuschen Zeuge gewesen von Kämpfen zwischen uns und den Teutonen, die uns bereitwilliger als die Helvetier auf den neuentdeckten Pfaden folgten.

Im Februar 1870 wurde unser Sprecher nochmals vor den Richter geladen und darauf aufmerksam gemacht, daß nach den neuesten Bestimmungen aus Berlin Paukereien ohne Grund, d. h. gewöhnliche Mensuren, mit Relegation der Paukanten und der Sprecher der beteiligten Verbindungen bestraft werden würden. Aber die von uns angewendete Vorsicht, die es zu einem Abfassen nicht kommen ließ, und nicht weniger wohl auch die Nachsicht von Seiten der Universitätsbehörden hat es zu einer Anwendung der angebotenen Strafen nicht kommen lassen. Am meisten mag dazu beigetragen haben, daß weitere Unfälle auf Mensuren ausblieben. So kam es bald wieder zur alten Gewohnheit. Im Anfang des Sommersemesters 1870 sind wir noch einmal im Kottenforst abseits von der Meckenheimer

Landstraße losgegangen, mit Helvetiern und Teutonen, dann aber führte uns das Gefühl größerer Sicherheit wieder auf den Sand zurück. Hier wurde mehrere Male rasch hintereinander in zahlreichen Mensuren mit den Frankonen gepaukt, die Ende Mai 1870 den Berruf vom Februar 1869 aufgehoben hatten.

Da aber gebot plötzlich den Mensuren ein kräftigeres Halt, als es vom Universitätsrichter ausgegangen war, die Kriegserklärung der Franzosen. Mit dem Ausbruche des Völkerstreites verstummte der Klang schwirrender Schläger, verhallten die Rufe der Sekundanten: Bindet die Klingen! Sind gebunden. Los! Eine größere Mensur wurde gezogen, dem militärischen Kommando mußte der Bursche gehorchen, und der Kanonendonner rief ihn fort in einen ernstern Kampf.

Urpötzlich war das Kriegswetter heraufgezogen, eine Überraschung für uns wie für alle Welt. Die erste Nachricht von der Wahl des Erbprinzen von Hohenzollern, ja selbst die dreiste Drohung des Herzogs von Gramont hatte uns nicht in unserem fröhlichen Studententreiben gestört. Gerade in jenen Tagen machten wir eine sehr fidele Uhrspritze. Wir sprachen wohl vom Kriege, aber ohne recht an ihn zu glauben, wir lasen in den Zeitungen von der wachsenden Aufregung in Paris und konnten sie doch nicht verstehen und erwidern. Uns beschäftigten damals die Vorbereitungen zum Stiftungsfest, das am 18. Juli gefeiert werden sollte und zu dem schon das Trompetercorps der Husaren bestellt war. Die Frage, in welcher Form das neue Semesterbild für die Kneipe angefertigt werden sollte, erschien noch wichtig genug, um uns in zwei Konventen zu beschäftigen, und am 9. Juli schrieb der Schriftwart ohne zu ahnen, wie rasch der Beschluß vergessen sein werde, mit der bestimmtesten Form in das Protokollbuch: „Das Kneipbild wird also in kleinerem Format und in einer Gruppe aufgenommen werden.“ Dann kamen die aufregenden Nachrichten aus Ems. Die zudringliche Geschwägigkeit Benedetti's, die einfache und vornehme Haltung König Wilhelms erfüllten alle deutschen Herzen mit Unwillen und Stolz. Das „Echo“ war jetzt wachgerufen und hallte von den Ufern des Rheins zurück nach Paris. Der 15. Juli brachte die Entscheidung. Am Abend des Tages hatten wir zwar nur die kurze Depesche in Händen mit jener der wirklichen um mehrere Tage vorausgeeilten Kriegserklärung. Von den entscheidenden Beschlüssen des gesetzgebenden Körpers in Paris, die den Krieg in sich schlossen, erfuhren wir erst am folgenden Morgen. Aber die Depesche war uns mehr als genug. Wendt brachte das Extrablatt der Kölnischen Zeitung mit, das er zufällig auf der Durchreise durch Köln am Bahnhof ergriffen hatte. Schon von weitem winkte er mit dem

Blatt, als er dem Schänzchen zueilte, wo wir im Garten unter den Kastanien saßen. Dem ersten Durcheinander von Fragen und Antworten, von Zweifeln und Versicherungen folgte ein Kneipabend, dessen Stunden uns die Begeisterung in einen Augenblick zu verwandeln schien. Krauel feierte in schwungvoller Rede, voller Ernst und doch voll Zuversicht, das Vaterland; das Lied von der „Wacht am Rhein“, das in wenigen Tagen durch die Gewalt der Ereignisse und die packende Kraft seiner Melodie zum Volksliede geworden war, erklang mit voller Macht auf unserer Kneipe, und in der Ferne, wo Scharen junger Leute, gleich uns von aufgeregter Stimmung beherrscht rheinauf rheinab zogen, klang es wieder: „Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“ Am Rhein war Bonn die einzige, zugleich die westlichste aller deutschen Hochschulen. Dicht am Ufer des Rheines hatte unsere Burschenschaft ihr Heim, durch die offenen Fenster drang das Klauschen seiner Fluten an unser Ohr, unser Sang schallte hinaus und wurde von seiner Strömung weitergetragen. Und diesen schönen Strom, sein ganzes Westufer mit unserem Bonn, wagte fremde Habsucht als Eigentum zu fordern, wollte ihn wieder zur Grenze machen, wie er es in den Tagen der Knechtschaft gewesen war, die unsere Väter und Großväter in Jahren voll Not und Mühsal ertragen und in Jahren voll Mut und Begeisterung von sich abgeschüttelt hatten! Nein, so begeistert wir sangen, so fest waren wir auch entschlossen an der Wacht teilzunehmen, den Rhein zu verteidigen und unser Blut für das Vaterland hinzugeben. Jetzt war die Zeit gekommen zu zeigen, daß Vaterlandsliebe nicht nur als schöner Grundsatz auf dem Papier unserer Statuten stand, sondern daß sie auch in unseren Herzen wohnte, daß die Burschenschaft uns zu Männern erzogen hatte, die edle Gedanken in edle Thaten umzusetzen imstande waren.

Auch das Kriegsjahr 1866*) hatte in der Burschenschaft Aufregung und Begeisterung hervorgerufen. Die ersten Siegesnachrichten, die Ende Juni einliefen, wurden auf einer jener heiteren Ahrsprüngen gefeiert, die Nachts um 12 Uhr zu Schiff rheinaufwärts unternommen, mit einer Frühbowlé im Garten der Lochmühle ihren ersten Abschluß fanden. Als dann am 4. Juli die Kunde von der Entscheidungsschlacht bei Königgrätz nach Bonn kam, da wurde auf dem Schänzchen stürmisch nach Musik verlangt, von den Hanseaten nicht weniger als von den Preußen, und unvergeßlich wird wohl allen Teilnehmern sein, wie dann im Garten am Rhein in ernst-patriotischer Stimmung das Lied gesungen wurde „Deutschland, Deutschland über alles.“ Wo möglich noch gewaltiger wirkten die Kölnischen

*) Die Mitteilungen über 1866 stammen von Soltau.

Couplets mit vaterländischem Inhalt, die Franz Niethen einbürgerte, vor-
trag und mit seinen drastischen Gesten begleitetete:

De Benedek, de Benedek, Hurrah!
De wull us haun, de olle Zeck, Hurrah!
Doch eh he noch in Preußen wuß',
Do freg he schnell ens up de Schnüß.
Deutsche Brüder, deutsche Brüder
Haltet fast, was de hast!

De König von Hannover säd: Hurrah!
Mein treues Volk verlaß mi net, hurrah!
Ich komme wieder über's Jahr.
Ne, Männeken, det ist nich wahr!
Deutsche Brüder ic.

Ein anderes fing nach der Melodie „Es steht ein Wirtshaus an der
Lahn“ höchst unpolitisch an: „Auf finst'rem Flur ein Chemann“, ging
aber nach der ersten Strophe weiter:

Augustenburg, wo willst du hin?
Ich will nur eben blos nach Wien.
Er bekam vor Angst den Husten.
Drum lassen sie ihn in Frieden ziehn,
Er muß sich mal verpusten.

und schloß, nachdem der König von Hannover und die anderen Flüchtigen
an die Reihe gekommen waren:

Jetzt sing' ich keine Verse mehr,
Wo kämen all' die Fürsten her?
Doch vielleicht wird's uns gelingen,
Wenn Preußen lustig weiter schafft,
Die andern zu besingen.

Aber so allgemein wie bei dem französischen Krieg war die Be-
geisterung nicht. War doch der von 66 ein Bruderkrieg, wenn auch ein
notwendiger. So wie in Deutschland damals die Stimmung geteilt war,
so war sie auch in der Alemannia nicht ganz einig. Einzelne gab es,
wie z. B. Freund Westphalen „aus Hamburgs Salons“, die Österreich
den Sieg wünschten. Die große Mehrzahl freilich war gut preußisch
gesinnt, aber auch bei dieser war es anders als 1870. Es meldeten sich
wohl mehrere freiwillig zum Eintritt in das Heer, sechs Burschen wurden
auch angenommen und zogen mit in den Krieg: Wiedemann, der Sprecher,
Ad. Wendt, Jungk, Irle, Richter und Henrich. Die meisten aber
dachten überhaupt nicht daran sich zu melden, die Hansestädter waren noch
gar nicht dienstpflchtig. Diejenigen aber, die sich gemeldet hatten, wie
„Pieffe“ und ähnliche wohlbeleibte Konventsredner, und wegen allgemeiner

Körperschwäche zurückgestellt waren, traten fröhlich wieder auf dem Schänzchen an und gaben durch ihr Mißgeschick Anlaß zu vielen erheiternden Couplets. So brachte der Krieg dem Leben der Burschenschaft keinen Stillstand, im Gegentheil, er ließ es rascher und feuriger pulsieren. Von 58 Alemannen blieben 52 in Bonn.

Im Jahre 1870 aber kamen wir durch den Krieg in eine ganz andere Lage: Alles wollte eintreten, alles wartete nach dem 15. Juli mit Ungeduld auf die Mobilmachungsordre, und noch ehe sie gekommen war, machten wir unsere Abmeldungsbesuche bei den Professoren. Das Studium hörte einfach auf, das Semester wurde geschlossen. Wir erwarteten den plötzlichen Vormarsch der Franzosen, die Rheinprovinz, der Rhein war bedroht. So kam es, daß sich die Burschenschaft in wenigen Tagen auflöste. Es wurden nicht Siege gefeiert, sie wurden miterkämpft. Nur wen ein ganz besonderer Grund hielt, wie z. B. ein nahe bevorstehendes Examen, der blieb zurück, aber auch nur für Tage oder Wochen. So ging Soltau in seinen „Kriegsdoctor“ erst am 22. Juli, aber nachdem er ihn cum laude bestanden, da zog auch er Anfang August nach Frankreich und zwar als Führer einer Abteilung von 24 Mitgliedern des Bonner Sanitätskorps. Sie kamen gerade zur rechten Zeit, am 15. August, vor Metz an, um auf dem Schlachtfelde des 14. ihre hülfreiche und aufopfernde Thätigkeit zu beginnen. Auch Gustav Osthoff schloß sich als Krankenpfleger einer Abteilung an. Beide hatten das Unglück, selbst von ansteckenden Krankheiten ergriffen zu werden, jener von den Pocken, dieser von der Ruhr, aber geheilt kehrten sie zurück. Krüger, Borsch, Angenete machten im Juli gleichfalls ihren Doctor und traten dann als stellvertretende Assistenzärzte ein. In dieselbe Stellung kamen auch auswärtige Inaktive wie Jehn und Lange. Alle übrigen dienten mit der Waffe, Borges, Gottschalk, Liévin, Lose, Schulte und ich bei der Infanterie, Weihe und Gustav Wendt bei der Kavallerie. Die Zahl der alten Alemannen, die mitzogen, meist als Ärzte oder Offiziere, war natürlich außerordentlich viel größer. Im Kampf gefallen ist von allen niemand, verwundet dagegen wurden manche und mit dem eisernen Kreuze sind viele geschmückt worden. Das Kriegsglück war uns merkwürdig hold. Nur einen einzigen, aber um so schmerzlicheren Verlust hatte die Alemannia zu beklagen: Am 11. November 1870 erlag, wie schon erwähnt, Borges im Lazarett von Kreuznach dem Typhus.

Ich selbst habe während des Krieges manchen der Bundesbrüder zufällig getroffen. Mit Rünzel, Reserve-Offizier im 15. Regiment, konnte ich in Metz wenige Tage nach der Übergabe der Festung bei einer guten

Flasche Sieg und Wiedersehen feiern. Den Feldzug im Norden machte Liévin, Einjähriger im 4. Regiment, beim I., ich als 28er beim VIII. Armeekorps mit. Während sein Regiment vorübergehend in Amiens stand, kam ich als Leichtverwundeter dorthin. Ich suchte ihn auf und an mehreren Abenden saßen wir mitten in Feindes Land beim Bier und Skat zusammen und erzählten von unseren Kriegsabenteuern. Nicht weit von Amiens begegneten Beckhaus, der Assistenzarzt bei einem Manenregiment war, und ich einander während des Marsches bei strenger Winterkälte und tauschten wenigstens einen eiligen Händedruck. Während der Okkupationszeit fuhr ich mit Urlaub von Amiens nach St. Denis und fand dort Gottschalk und Merschberger, die im Garde-Füsilier-Regiment standen. Gemeinsam genossen wir von der Spitze einer Seincinsel aus den wunderbaren Anblick, wie der geschlagene Feind die Waffen gegen sich selbst wendet. Mit Hülfe eines guten Fernrohres konnten wir uns mitten zwischen die kämpfenden Parteien versehen. Wir hörten wieder einmal heftiges Gewehrgeknatter, das langgezogene Sausen der Granaten und sahen, selbst friedliche Zuschauer, uns zur Seite den Bauer, dank der Sicherheit, die ihm der Landesfeind gab, seinen Acker bestellen und lange Züge flüchtiger Bewohner den Schutz unserer Waffen aufsuchen.

In anderen Gegenden des weiten Kriegsschauplatzes begegneten sich andere Alemannen. So erzählt Santel in seinem Buche „Aus dem Siegesjahre 1870/71. Kriegsfahrten eines Truppenarztes etc.“, wie er auf dem Schlachtfelde von Beaugency seinen Freund Lose wieder sah, als dieser, gerade aus dem Lazarett entlassen, auf dem Wege war, um sich seinem im Gefecht befindlichen Bataillon, einem mecklenburgischen, wieder anzuschließen. Den berühmten Schlägerschmiff, den ihm ein Frankone über sein ganzes großes Gesicht, vom Ohr durch Backe und Mund bis zum Kinn gerissen hatte, durchkreuzte jetzt die frische Narbe eines Chassepotschusses. Die breite Brust mit dem eisernen, mit dem goldenen mecklenburgischen Kreuz und dem russischen St. Georgsorden geschmückt, so ist Lose im Sommer 1871 aus dem Felde über Bonn in die Heimat zurückgekehrt. An der Loire hatte er während des Krieges auch die beiden Brüder Michels gesprochen, die als Ärzte eine Zeit lang in Kriegsgefangenschaft gesessen hatten, und auch Hager gesehen, der über seine Erlebnisse als Arzt im Felde mancherlei Interessantes in den Burschenschaftlichen Blättern veröffentlicht hat.

Während wir so durch Feindesland zogen und unter Mühsal und Freuden die Einigkeit des deutschen Reiches, das langersehnte Ziel der Burschenschaft, erstreiten halfen, war am Rhein das Couleurleben doch

nicht ganz erloschen. Als Gustav Osthoff geheilt von seiner Krankheit aus Frankreich zurückkehrte, fand er in Bonn seinen Bruder und sechs jüngere Aemannen vor, die das Unglück gehabt hatten nicht für kriegstauglich befunden zu sein. Die übrigen Burschenschaften waren eingegangen, Teutonen gab es, von Mensuren beschloß man aber während des Krieges abzusehen. Unsere Leute richteten sich bei der kleinen Zahl, die im Laufe des Winters nur um zwei Füchse stieg, so gut es ging, auf dem Schänzchen ein, indem sie die größere Kneipe mit dem kleinen Zimmer im ersten Stock des Vorderhauses vertauschten. Hier hätten sie sich behaglich eingelebt, wenn nur mit Bartmann, dem Wirt des Schänzchens, besser auszukommen gewesen wäre, aber der machte ihnen mit ständigen Klagen das Leben schwer. Daß er so ganz Unrecht gehabt hätte, kann man nicht sagen. Denn weder mit der Essigfabrik noch mit der Restauration machten er, sein Vater und sein Bruder glänzende Geschäfte, und wir selbst hatten bei ihm Schulden. Das war nun freilich nichts Neues, aber in früheren Jahren, als die Kneipe für die vielen Becher kaum groß genug gewesen war, hatte er an uns gut verdient, jetzt dagegen nahm er bei den wenig Leuten wenig ein, und die natürliche Folge war, daß er das Ausstehende einzuziehen suchte. Es war nicht so sehr der Krieg, wie der Jahresbericht sagt, der die bedenkliche Lage der Burschenschaft herbeiführte, die Verschuldung war viel älteren Datums. Auch die in den letzten Semestern aktiv gewesen Leute traf kein eigentlicher Vorwurf. Man kann wohl nachträglich behaupten und zugeben, daß bei den großen Festen, dem Universitätsjubiläum und dem 25jährigen Stiftungsfest, die in Jahresfrist einander folgten, hätte gespart werden können. Aber das ist bei solchen Repräsentationspflichten nicht so leicht, und diese Feste haben doch auch, da die Kosten auf die Teilnehmer gleichmäßig verteilt und die Jubiläumskassen von der Hauptkasse getrennt wurden, höchstens insofern dazu beigetragen die Lage zu verschlimmern, als sie die Geldbeutel der einzelnen Mitglieder stärker als gewöhnlich in Anspruch nahmen und vielleicht den einen oder anderen zur Bestreitung der gewöhnlichen Ausgaben weniger fähig machten. Von diesen Festen sind Schulden nicht zurückgeblieben, weder in Bonn noch in Oberwesel, sondern die Termine sind regelrecht eingehalten worden. Die Hauptschuld an der Lage trug thatsächlich die andauernde Abnahme der Mitgliederzahl, die bei ihrem Anfang im Jahre 1867 als nachteilig zwar gar nicht empfunden war, jetzt aber, da sie an ihrer äußersten Grenze anlangte, fast einen Zusammensturz zur Folge gehabt hätte. Denn keineswegs ließen sich in gleichem Maße, wie die Mitgliederzahl zurückging, die Ausgaben der Burschenschaft verringern,

manche mußten in gleicher Höhe bleiben, eine und zwar die bedeutendste ist sogar gewachsen. Für die eigenen Ausgaben, d. h. diejenigen, die die Burschenschaft als solche hatte, ist es ihr immer möglich gewesen aufzukommen. Die Gefahr für die Semester zu Ende der 60er Jahre bestand in der Pflicht, die Kneipschulden der früheren Aktiven und Inaktiven bis zur Höhe von 12 Thalern zu übernehmen, wenn sie nach einem Vierteljahr nicht bezahlt waren, und sie wuchs natürlich, je mehr Mitglieder Bonn verließen oder austraten. Die von Semester zu Semester zusammenschmelzende Zahl der Zurückbleibenden stand dem Anschwellen des allgemeinen Kneippumpes machtlos gegenüber. Bei den Inaktiven konnten Ehrentermine helfen, aber gegen die Ausgetretenen oder Exmatrikulierten gab es, wenn sie nicht zahlen wollten oder konnten, kein zwingendes Mittel, und der Wechsel der Aktiven reichte nicht aus die übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen. Trotzdem sind mehrmals an ihn starke Anforderungen gestellt worden.

Zu Ostern 1867 schuldete die Burschenschaft als solche, abgesehen von den Einzelpumpen, dem Wirte Zartmann 1040 Thaler. Davon zahlte sie im Laufe des Sommersemesters durch den Kassenwart Westphalen baar 333 Thaler ab. Aber der Rest blieb immer noch so bedeutend, daß es dem Wirte nicht verübelt werden konnte, wenn er auf weitere Abzahlung drang, obschon seine Forderung, den allgemeinen Pump gleich bis auf 150 Thaler herunterzubringen, übertrieben war. Man nahm die Sache anfangs noch leicht, auch als er mit Kündigung drohte, und beschloß nur, die alten Leute und Inaktiven, an die die Burschenschaft im ganzen eine Forderung von nahezu 900 Thaler hatte, zur Bezahlung anzuhalten. Aber Zartmann ließ nicht nach, sondern erklärte Januar 1868 in allem Ernst, daß er bis zum Februar 600 Thaler verlange. Da von den alten Herren nur gut 300 Thaler einliefen, sahen sich die Aktiven genötigt durch eine doppelte Wechselsteuer fast die gleiche Summe aufzubringen. Dieser „heroische“ Entschluß und die eigene eifrige Thätigkeit machten es dem Kassenwart Leop. Schmidt möglich, am 1. Februar auf einem Brett dem Wirt wirklich die 600 Thaler aufzuzählen, eine Leistung, die alle Anerkennung verdient. Der Wirt selbst war so überrascht, daß er sich bei Ausstellung der Quittung das schriftliche Versprechen abnehmen ließ, bis zum 1. März 1870 „weder durch Drohen mit Kündigung noch auf irgend eine andere Weise zur Bezahlung des offiziell garantierten Restes zu nötigen, falls der garantierte allgemeine Pump (außer dem für jeden Alemannen garantierten Privatpump von 12 Thalern) die Summe von 300 Thalern nicht übersteige.“

Aber schon im Oktober 1869, also vor jener Frist, kündigte Zartmann von neuem, weil die Burschenschaft ihren Verpflichtungen nicht nachgekommen sei, was insofern richtig war, als der garantierte Zwölfthalerpump der abgehenden Memannen in den letzten Semestern nicht regelmäßig bezahlt worden war. Es gelang nun zwar durch Zugeständnisse im neuen Kontrakt, indem z. B. die Burschenschaft sich verpflichtete schon Mitte statt Ende des Semesters den Zwölfthalerpump zu berichtigen und mit dem allgemeinen Pump auf 150 Thaler heruntergehen, und durch Zahlversprechungen die Zurücknahme der Kündigung zu erwirken, aber nun hieß es auch das nötige Geld aufbringen. Das war bei dem sorgenvollen Anfange des Semesters nach dem 25. Stiftungsfest eine neue Sorge. Da von 20 Aktiven des Sommersemesters 14 Bonn verlassen hatten, so stand zu befürchten, daß der allgemeine Pump um eine entsprechende Summe von 14×12 Thaler wachsen würde, wenn nicht energisch vorgearbeitet wurde. Da fiel dem Kassenwart wieder die ebenso unangenehme wie undankbare Aufgabe zu, an inaktive, alte und frühere Mitglieder, von denen damals im ganzen beinahe 700 Thaler ausstanden, einmal und nochmals zu schreiben und sie zur Bezahlung aufzufordern. Indem auf diesem Wege wirklich 280 Thaler einliefen und indem man sich, auch angesichts anderer Ausgaben, wieder wie vor zwei Jahren zu einer doppelten Wechselsteuer entschloß, die von 9 Aktiven 162 Thaler einbrachte, wurde es möglich, Zartmann zu befriedigen. Vom Januar bis April des Jahres 1871 wurden ihm durch den Kassenwart in Raten 329 Thaler ausgezahlt, so daß der allgemeine Pump auf 220 Thaler herunterging. Von den kontraktmäßig noch zu zahlenden 70 Thalern waren im Sommer schon 40 bezahlt, als der Krieg ausbrach.

Der Wirt meldete sich mit Beginn des Wintersemesters. Er hatte ein Recht zu fordern, daß der Pump bis auf 150 Thaler abbezahlt würde, das war eine Forderung von 30 Thalern, er verlangte aber, daß die kontraktmäßig erst im Januar fälligen Einzelpümpe der inaktiven Memannen und die Pümpe der Kneipgäste, für die die Burschenschaft überhaupt nicht garantiert hatte, sofort auf den allgemeinen Pump übernommen würden. Es war der erste Fehler, der in diesem Winter bei den Verhandlungen mit Zartmann gemacht wurde, daß man auf diese unberechtigte Forderung einging. Der zweite, schlimmere, war aber, daß der Kassenwart trotz eines gleich gefaßten Konventsbeschlusses und trotz späterer Ermahnung nicht dafür sorgte, daß ausstehende Gelder eingezogen wurden. Wollte man auch annehmen, daß während der Kriegszeiten Summen wie früher nicht aufzubringen waren, so mußte er doch wenigstens den Versuch machen. Er

hat aber nicht einen einzigen Brief an einen der schuldbenden alten Herren geschrieben. Daß man ihn daraufhin absetzte, war das Mindeste, was man thun konnte. Es war die Schuld des Konventes, wenn zur Besserung der Lage nicht mehr geschah. Diese war noch gar nicht so schlimm. Denn da Zartmann im Dezember seine Forderung darauf beschränkte, daß 50 Thaler vor und 50 Thaler nach den Weihnachtsferien bezahlt würden, so brauchte man nur zu dem Mittel der früheren Jahre zu greifen und eine doppelte Wechselsteuer auszusprechen. Daran dachte man aber nicht oder wollte man nicht denken. Man erhob für das lange Wintersemester pro Kopf nicht einmal so viel wie für das kurze Sommersemester, und dieselben, die im vorigen Winter 16 Thaler gezahlt hatten, zahlten in diesem 6 oder nur 5. Acht Aktive brachten nur 50 Thaler auf, und an Zartmann wurden durch den Kassenwart überhaupt nur 35 Thaler gezahlt, und doch fielen in dieser Zeit mancherlei Ausgaben wie z. B. Mensuren von vornherein fort.

Aber trotz dieser offenbaren Saumseligkeit hätte Zartmann es vielleicht nicht zum Bruch kommen lassen, obwohl er damit drohte sich wegen Kränklichkeit vom Geschäft zurückzuziehen, wenn nicht von unserer Seite der letzte und schlimmste Fehler begangen wäre. Am 11. Februar 1871 wurde, wie alljährlich, das Stiftungsfest der *Friederica* mit einer Musikkneipe gefeiert. In dem Konvent, der vorhergegangen war, hatte man, da die Verhandlungen mit Zartmann gerade einen günstigen Verlauf zu nehmen schienen, beschlossen alles zu thun, um das Schänzchen zu halten. Aber an dem festlichen Abend erhitzten sich die Gemüther. Als es in später Stunde zu einem Wortwechsel mit dem Wirte kam, redete man sich in die Stimmung einer gerechten Entrüstung hinein, und das Wort Kündigung fiel. Der Gedanke, daß man den Pump nicht bezahlen könne und also wahrscheinlich ohne Kneipschmuck in eine neue Kneipe übersiedeln müsse, steigerte die Erregung. Der unsinnige Vorschlag tauchte auf, zu retten, was zu retten sei, und schnell war der Entschluß gefaßt. Jeder ergriff, was er tragen konnte, Bilder, Hörner, Schläger, und so ausgerüstet zog man in die dunkle Nacht hinaus, nicht rheinaufwärts, da in diesem tollen Aufzuge das Umklettern des Bitters zu schwierig gewesen wäre, sondern dem Kölnthore zu. Der kleine Flues rettete das große Trinkhorn, das ihm besonders ans Herz gewachsen war, die noch kleinere „*Trichine*“ brach unter der Last eines Semesterbildes, das man ihm aufgepackt hatte, schon vor dem Kölnthore zusammen, hier fand am folgenden Tage ein Bürger das Bild vor seinem Hause, und noch anderes hätte bei diesem eiligen Rückzuge komisch genug erscheinen können, wenn nicht die

Sache zugleich eine so verzweifelt ernste Seite gehabt hätte. Und wie war das Erwachen? Der Kater, der sich im Laufe des Vormittags auf allen Buden einstellte, gehörte zu der schlimmen Art, die sich selbst durch bewährte Mittel nicht so leicht vertreiben läßt. Der Anblick der geborgenen Schätze hatte wenig Tröstliches. Denn sobald Zartmann vor Gericht klagte, mußten sie wieder herausgegeben werden. Jedenfalls war das Schänzchen verloren, verloren durch eigene Schuld. Denn wenn auch der größere Teil der Schulden aus alter Zeit stammte, die augenblickliche Lage war durch die unentschlossene und langsame Behandlung der Geldfrage während des Winters und durch die thörichte Übereilung des letzten Abends verschuldet.

Auf ein Entgegenkommen des Wirtes durfte man eigentlich nicht mehr rechnen. Die trotzdem über eine Rückkehr in die verlassene Kneipe gepflogenen Unterhandlungen führten denn auch nicht zum Ziele. Man mußte froh sein gegen Bezahlung von 100 Thalern, die nach Ostern aus eigenem und von Schmieden geliehenem Gelde aufgebracht wurden, einen Teil des Kneipschmuckes zu erhalten, der notdürftig ausreichte, die neue Kneipe bei Niederstein auf der Sandkaul, die frühere Westfalenkneipe, einzurichten. Den übrigen Teil, darunter den ganzen Kommerzwids, behielt Zartmann bis zur vollständigen Tilgung der Schulden zurück. Das währte bis zum Februar 1872. Es war äußerst lästig, daß in der ganzen Zeit bis dahin, jedesmal wenn ein Kommerz oder sonst eine Feierlichkeit bevorstand, um leihweise Herausgabe des notwendigsten Schmuckes unterhandelt werden mußte, und Zartmann that nichts, diesen Druck weniger fühlbar zu machen.

Zur Zeit des unglücklichen Auszuges belief sich die ganze Schuld der Burschenschaft, allgemeiner Pump und Einzelpumpe, garantierte und ursprünglich nicht garantierte, alles in allem auf rund 375 Thaler. Demgegenüber hatte die Burschenschaft etwa 400 Thaler als Forderung an alte Herren und gegen 150 Thaler bei Aktiven und Inaktiven ausstehen. Hiervon wurde die letztere Summe im Laufe des Jahres zum größten Teile eingezogen und Zartmann übergeben, jene ältere Schuld aber, von der nur ein geringer Bruchteil eingelöst wurde, ist, als die Zeit der Not vorüber war, gestrichen. Nur wenige der Beteiligten haben in rühmlicher Ausnahme, als sie in bessere Lage gekommen waren, sich selbst ihrer Schuld erinnert und sie nachträglich berichtigt.

Haben auf der einen Seite also alte Herren versagt, so haben auf der anderen viele um so bereitwilliger geholfen. Es war von dem Konvent sehr verständig, daß er, um sich endlich von der drückenden Last zu befreien,

die Scheu überwand und sich entschloß eine Anzahl besonders bekannter alter Herren brieflich um Hülfe zu bitten. Als in dem alten Hause Ohmichen, damaligem Privatdozenten an der landwirtschaftlichen Akademie in Poppelsdorf, ein guter Ratgeber und in Voigtel ein eifriger Kassenwart gewonnen war, da kam die Sache in Fluß. Anfang Februar 1872 gingen die Briefe ab, und schon nach vier Wochen war durch Vermittelung Ohmichens mit Bartmann abgerechnet, der Rest der langjährigen Schuld, etwa 225 Thaler, war getilgt und die Burschenschaft wieder im Besitz ihrer ganzen Habe. Nachdem in den folgenden Wochen noch mehr Gelder eingelaufen waren, stieg die von alten Herren gespendete Summe auf 390 Thaler, so daß ein beträchtlicher Überschuß über das augenblickliche Bedürfnis vorhanden war. Die Zeit der Not war überwunden, die Sorge gebannt und an ihre Stelle das Gefühl der Sicherheit getreten. An der schnell und bereitwillig gewährten Hülfe erkannte der Aktive die treue Gesinnung der Alten, dankbaren Herzens fühlte er sich diesen verpflichtet und sich selbst zugleich fester gebunden an die Burschenschaft, der sie alle sich geweiht.

Es war ein neues Geschlecht, das nach dem Kriege die rote Memannenmütze trug. Von allen, die der Zeit vorher angehört haben, sind im Sommersemester 1871 nur drei aktiv gewesen, Gustav Osthoff und Haake und nach der Heimkehr aus dem Felde und dem Einzug in Nachen vom 1. Juli an auch ich, nur einen Monat lang, einen kurzen, aber sorglosen, fröhlichen, glücklichen Monat am schönen Rhein, einen Monat, den noch volle Siegestimmung beherrschte. Als Inaktive kehrten zurück für das folgende Wintersemester Rud. Gerlach und dann für drei Semester der kleine Flues, Ostern 1873 auch Haake und ich, im ganzen also nur vier Inaktive. Als alte Herren kamen nach dem Kriege für die Dauer des medizinischen Staatsexamens wieder nach Bonn die Doktoren Weyland, Irle, Angenete, Bosh, Krüger und Sehn. Der Zusammenhang mit der alten Zeit ist also nie ganz zerrissen, eine Überlieferung setzte sich fort, aber doch bildet der Winter 1870/71 einen deutlich erkennbaren Abschnitt in der Geschichte der Alemannia.

Es ist oft behauptet worden, durch den Krieg und seine Folgen habe die deutsche Burschenschaft jede Berechtigung verloren, denn mit der Einigung Deutschlands sei erreicht, was sie erstrebt habe, das Couleuwesen überhaupt krank, es habe sich überlebt. Weder das Eine ist richtig noch das Andere. Was geeinigt ist, soll auch erhalten werden. Dazu braucht das Vaterland Männer. So unberechtigt wie der Vorwurf ist, den man gelegentlich aussprechen hört, daß die Burschenschaft sich anmaße,

sie allein heranzubilden — gewiß nicht, es führen viele Wege nach Rom — so berechtigt ist unser Anspruch, daß auch wir sie heranbilden und daß wir jedenfalls dabei der idealen Richtung den Vorzug geben. So lange also das Vaterland Männer von idealer Gesinnung braucht, so lange hat die Burschenschaft das Recht und die Pflicht mitzuwirken an der Erziehung der studentischen Jugend Deutschlands. Daß wir alle so ideal wären, wer möchte es behaupten, aber daß die Besten es erstreben, ist gewiß. Zweitens ist falsch, daß die Burschenschaft seit dem Kriege im Niedergang begriffen sei. Für die Burschenschaft Alemannia in Bonn beginnt im Gegenteil gerade mit dem Jahre 1871 eine Zeit neuer Blüte. Es ist nicht plötzlich ein gewaltiger Aufschwung gekommen, langsam mehrt sich die Zahl, langsam gewinnt sie an innerer Kraft. War es von dem Sommersemester 1866 bis 1871 fast zur Regel geworden, daß jede Confucshia, ausgenommen die von Herbst 1867, um mehr als die Hälfte im Laufe der Jahre zusammenschmolz, so folgten im Gegenteil nach jenem Zeitpunkt eine Reihe Semester von Bestand, auch nicht einer trat aus, und die dann folgenden verloren einen viel geringeren Prozentsatz.

Es gingen ab von den 8 Semestern von S. 62—W. 65/66 26%, in den 10 Semestern S. 66—W. 70/71 55%, in den 6 Semestern S. 71—W. 73/74 nur 14%. Im Sommer 1873 hatten wir nach langer Zeit wieder einmal 12 Fuchse und kamen mit den 5 Snaktiven auf 28 Mann.

Auch insofern war es ein neues Geschlecht, als alle Leibfamilien ausstarben bis auf eine. Die Späteren müssen insgesamt Haake als ihren Stammvater verehren. Während des Krieges hatte er in Bonn unter schwierigen und auch verdrießlichen Verhältnissen standhaft ausgehalten. So hat sein Fuchsvers das Richtige getroffen:

Er krümmte sich bei Zeiten,
Für Schwarz-rot-gold zu streiten i. d. A.

An diesem in seiner aktiven Zeit oft scharfen und spitzigen Haken hängt das ganze neu herangewachsene Alemannen-Geschlecht. „Graf“ Haake war aus Halle i. W. und hatte das Bielefelder Gymnasium besucht. Von dort folgten ihrem zukünftigen Leibburschen Hartog und Voigtel nach, und für ein Jahrzehnt bleibt Bielefeld uns treu. Westfalen überhaupt stellt uns nach wie vor die meisten Fuchse, die Hälfte von allen, auch sonst blieb es, was die Herkunft betrifft, beim Alten: nur noch Rheinländer aus dem südlichen und nördlichen Teil der Provinz sprangen ein, einzelne Ost- und Westpreußen, auch wieder einmal Lübecker, neues Blut brachten einige Östreicher, fröhliche Prager.

Unter allen diesen trat keiner so hervor, daß man sagen könnte, ihm verdankt die Burschenschaft ihre neue Blüte. Aber man muß ihnen nachrühmen, daß sie fest zusammenhielten, daß sie für einander lebten, daß sie stramm waren nach außen, gemüthlich untereinander, mit geringen Ausnahmen alle brauchbar und tüchtig. Sie haben auch im späteren Leben ihren Weg gemacht und sind, von einem einzigen abgesehen, alle zu Amt und Würden gekommen, so wie sie es in der Jugend geplant hatten.

Es waren unter ihnen gewiß große Gegensätze vorhanden. Der feine, kleine Hartog, der stillvergnügt sein Pfeifchen rauchte und mit dem lebhafteren, leider schon damals herzranken Voigtel fest an seinem Leibburschen hing, der „graufige“ Spitzbarth, der in seinem Thatendurst lärmend um sich schlug, dann der sangesfreudige Fösting und der schüchterne, wortverlegene Schindler machten im Sommer 1871 den Anfang. Im nächsten Semester treten auf Ruer und Graeve, die beide nachher Sprecher geworden sind. Jener hatte es bei den Ghibellinen in Tübingen und bei den Dresdenern in Leipzig versucht, aber erst, als er im 4. Semester nach Bonn kam, fand er bei uns das Wahre. Er war lebhaft und empfindsam, warm schlug ihm das Herz für seine Freunde. In kurzem wurde er zum Bierzeitungsredakteur gewählt, wozu ihn, den Dichter des zuerst in der Bierzeitung der Dresdensia erschienenen Liedes: „Es saßen die alten Deutschen an beiden Ufern des Rheins,“ Witiz und Humor besonders empfahlen. Graeve, der von seinem weit älteren Bruder bei uns eingeführt wurde, war schmuck in seinem Äußeren, zurückhaltend, ruhig und sicher in seiner Haltung, ein überzeugter Anhänger der idealen Richtung in der Burschenschaft. Mit ihnen sprangen Stein und Dewitz ein, beide rege und strebsam und doch ganz verschieden, Dewitz, hager von Gestalt, nachlässig in Gang und Kleidung, ein fleißiger Historiker, Stein ein ebenso eifriger Jurist, volltönend in Sprache und Auftreten. Unter den Füchsen von Ostern 1872 stehen sich in ähnlicher Weise gegenüber der rauhbärtige, wildgewaltige Gerlach, ein heißblütiger Naheländer, und der niedliche, rundwangige, immer fröhliche Natorp, dem schweigsamen Wortmann und dem festen, braven, für Wald und Jagd begeisterten Mötke (Vertelsmann), der von der Prima aus mit dem Gewehr auf der Schulter nach Frankreich in den Krieg gezogen war, der bewegliche, muntere, nie redemüde Philippi und der gleich redegewandte Lehmann, Sprecher im Sommer 1874. Es folgt die kleine aber stramme Confuscia des Winters 1872/73, Beckhaus, Wismann und Schulte, hochgewachsen und kräftig die beiden ersten, alle drei von gleichem Paukeifer beseelt, wenn auch nicht gleich vom Glücke begünstigt.

Aber die Verschiedenheit der Charaktere, die sich bei allen erwähnten und bei den folgenden Semestern zeigte, hat nicht zur Trennung geführt, sondern zur Einigung, es war eine Verschiedenheit, die sich anzieht und ergänzt. Dafür ist der beste Beweis, daß gerade diese Semester von 1871/1874 noch heute durch eine sogenannte Korrespondenz, die dritte in der Memmania, eine regelmäßige Verbindung aufrecht erhalten, indem ein jeder alljährlich in ein umlaufendes Buch einen Brief einträgt und so allen Nachricht giebt und von allen Nachricht erhält.

Damals entwickelte sich trotz der ungünstigen Kneiplokale das Kneipleben mit großer Fidelität. Schon zu Ostern 1872, also nach einem Jahre, war die Kneipe bei Niederstein auf der Sandkaul von uns aufgegeben, nur ein halbes Jahr blieben wir dann in der Wilhelmstraße bei Arenz. Kommerse konnten wir dort nicht halten, weil die Musik nicht über 11 Uhr hinaus spielen durfte, wir feierten sie also im Sommer 1872 zu Anfang und zu Ende des Semesters wieder auf dem Schänzchen, das auch sonst gelegentlich als Exkneipe diente; an eine Rückkehr für immer aber war in jener Zeit nicht zu denken, weil Bartmann erklärt hatte die Wirtschaft überhaupt aufgeben zu wollen. Herbst 1872 siedelten wir in die alte Wirtschaft von Felder über, die dann Löllgen führte, die sogenannte Rheinlust unten an der Ecke der Joseffstraße. Der Kneipraum, der eine Treppe hoch nach dem Garten lag, genügte für die wachsende Zahl, was ihm an Schönheit und Reinlichkeit abging, mußte, so viel als möglich, der Kneipschmuck verdecken, das Bier war gut, leicht und gesund, so fühlten wir uns trotz mancher Unbequemlichkeiten sehr wohl, es wurde flott und gemütlich gekneipt. Für die Bierzeitung brach unter der Leitung von Ruer wieder eine glänzende Zeit an, Dewitz, Natorp, Eschenburg waren im Anfang eifrige Mitarbeiter und dann hervorragende Bierzeitungsredakteure.

Damals kam auch der Spinnkomment unter uns auf, wohl durch den Einfluß der sich mehrenden Kneipgäste, von denen viele engen Anschluß an uns fanden. Vorher waren wir auf der Kneipe nur dem Kneipwart Gehorsam schuldig, gegen seine allzugroße Strenge bildete Berufung an den Konvent das Gegengewicht. Als einzige Regel hatte gegolten Vorgetrunkenes nachzukommen, kein Bursche hatte den Fuchs, kein älteres Semester das jüngere durch Kommando zum Trinken zwingen können. Jetzt war es umsonst, daß sich das höchste Semester bemühte der Einführung des Spinnkomments, diesem geistlosen Mittel unbequeme Opposition in Bier zu ersäufen, entgegenzuwirken. Es hat doch die Neigung, nach dem man selbst gemeistert war, andere zu meistern, den Sieg davongetragen.

Allgemeine Zustimmung fand eine andere Neuerung. Pfingsten 1873 hielten zum ersten Male alte Herren eine Zusammenkunft in Rolandseeß ab. Die Teilnahme war so rege, das Wiedersehen so fröhlich, daß man beschloß das Fest alle zwei Jahre zu wiederholen. Es wurde aber bald daraus eine jährliche Feier, ein neues Band, das die Beziehungen zwischen der Burschenschaft und ihren alten Herren noch fester zu knüpfen geeignet war.

Ihre eigenen Ausfahrten machte die Burschenschaft nach Kommerßen meist noch in den Adler nach Godesberg, zuweilen aber auch nach Remagen und an die Ahr.

Auf allgemeinen Kommerßen zu erscheinen und in öffentlichen Aufzügen das Banner der Alemannia zu entfalten, bot jene Zeit mehrfach Gelegenheit. Mit Fackelzug und Kommerz wurden im Wintersemester 1872/73 die Professoren Schulze und Clausius und darauf Hälshner gefeiert, im Sommer vorher war der Professor Hundeshagen, ein alter Burschenschafter, zu Grabe geleitet und im Winter nachher hatten wir die traurige Pflicht den Professoren Schulze und Hilgers die letzte Ehre zu erweisen.

Im Sommersemester 1872, als es galt in Straßburg, der Hauptstadt der einst schmachvoll verlorenen und jetzt durch das einige Deutschland ruhmreich zurückeroberten Reichslande, deutscher Wissenschaft wieder Eingang zu verschaffen und schlummernde Kräfte in altdeutschem Kulturboden wieder zu beleben, da war die Burschenschaft Alemannia bei der Einweihung der neuen Hochschule durch 6 Aktive vertreten, die sie mit Fahne und Wachs hingefendet hatte. Jede Konventionsburschenschaft, auch die entfernteste, war in gleicher Weise vertreten, die süddeutschen hatten mehr Teilnehmer gestellt, einige waren sogar vollständig auf dem Platze erschienen. Mit ungefähr 150 Mann trat die Konvention geschlossen auf und half durch ihre Teilnahme an dem feierlichen Umzuge und den anderen Festlichkeiten nach Kräften die patriotische Feier würdig zu gestalten.

Es war das letzte Mal, daß die Konvention in ihrer damaligen Zusammensetzung sich so einig zeigte. Dem guten Anfang ihrer Entwicklung entsprach nicht die Fortsetzung. Statt Vermehrung und Stärkung folgte Streit und Trennung. Gegensätze persönlichen Ursprungs, die besonders in Göttingen und Marburg hervortraten, erweiterten sich zu feindlicher Haltung ganzer Burschenschaften und verringerten die Hoffnungen, die sich für die burschenschaftliche Sache an die Konvention knüpften. Die Marburger Arminia beschuldigte die Hannovera mit dem Ehrenworte leichtsinnig umgegangen zu sein und stellte auf dem Burschentage zu Eisenach Pfingsten 1872 den Antrag die Hannovera aus der Konvention auszuschließen. Da der

Beweis für die Beschuldigung nicht erbracht werden konnte, wurde der Antrag abgelehnt. Aber die mit Erbitterung geführten Verhandlungen hatten den Vertretern aller Burschenschaften mit Ausnahme des grün-weiß-roten Kartells die Überzeugung verschafft, daß zur Zeit ein Zusammengehen mit der Hannovera nicht möglich sei. Sie beschloßen daher durch Austrittserklärungen die Konvention aufzulösen. Unmittelbar nachdem das geschehen war, traten sie zu einer neuen Konvention zusammen, die sich von der alten nur dadurch unterschied, daß das grün-weiß-rote Kartell fehlte. Es wurde weder an den Statuten noch an der Reihenfolge des Vorsitzes irgend etwas geändert. Dieses selbständige Vorgehen der Vertreter fand nachträglich die Billigung aller Konvente.

Die Neubildung der Konvention wird verschwiegen im Handbuch für die Deutschen Burschenschafter, § 33, während § 35 von den „Nesten der Konvention“ gesprochen und § 110 richtig angegeben ist, daß die Alemannia der Konvention bis 1876 angehört hat. Auch E. Diez in den Bursch. Blättern 1889/90 IV, 2 und 1893/94 VIII, 6, S. 152 schließt die Konvention mit dem Jahre 1872 ab, ohne ihre Erneuerung zu erwähnen. Das giebt aber ein falsches Bild. Weil die Hannovera durch ihr Kartell gestützt wurde, brachen die übrigen elf Burschenschaften mit dem Kartell, die Konvention hat thatsächlich bis 1876 bestanden.

Aber ihrem Ziele kam sie nicht näher. Zwar fand im Januar 1873 die Wiener Silesia Aufnahme, aber dafür schieden im Juli desselben Jahres die Brunsvigen und Marburger Arminen aus. Erstere lebten in Uneinigkeit mit ihren Kneipgästen, die sie enger mit sich verbunden zu sehen wünschten, als diesen lieb war. Unter anderen Anträgen hatten sie auf dem Burschentage auch den gestellt, die Kneipgäste zur Ermittlung von Thatsachen vor ihr Ehrengericht ziehen und auf Revokation und Deprekation gegen sie erkennen zu können (Brief d. präsid. B. Lüb. Germ. 22. 5. 73). Auf die Ablehnung der Anträge, die mit großer Mehrheit erfolgte, antworteten die beiden genannten Burschenschaften mit der Austrittserklärung. Unter den Kneipgästen der Brunsviga befanden sich auch vier unserer Snaktiven. Obwohl nun auch diese zeitweise auf sehr gespannten Füßen mit ihr gestanden hatten, so bot uns die Göttinger Burschenschaft doch gleich nach ihrem Austritt einen Gastvertrag an, der unsere Snaktiven in Göttingen bei ihr und umgekehrt die Brunsvigen in Bonn bei uns verpflichtet hätte das Gastrecht nachzusuchen. Sie wollte damit offenbar zum Ausdruck bringen, daß die Beziehungen beider Burschenschaften zu einander lange Zeit gute gewesen seien (Brief vom 16. 7. 73), und für die Zukunft dasselbe erreichen. Wir waren aber gar nicht in der

Lage den Antrag anzunehmen, weil er uns in Widerspruch mit den Statuten der Konvention gebracht hätte.

Ein Aufruf zur Vereinigung aller Burschenschaften ging im Dezember 1873 von der Greifswalder Rugia aus. Diese Angelegenheit war noch nicht erledigt, als Ostern 1874 der Vorsitz in der Konvention an die Alemannia in Bonn überging. Eine Zeit lang war die irrtümliche Meinung verbreitet gewesen, daß die der Konvention angehörigen Burschenschaften beigetreten seien, und infolge davon war von den Bonner Frankonen an uns die Aufforderung ergangen mit ihr einen Bonner DC zu gründen. Wir waren aber weit entfernt davon zu einem Schritte die Hand zu bieten, der eine solche Gründung zur notwendigen Folge gehabt hätte. Ebenso wenig hielt die Konvention eine Vereinigung mit den übrigen Burschenschaften, die sich zum Teil eines sehr zweifelhaften Rufes erfreuten, für möglich. Durch ein schleunig erlassenes Rundschreiben und durch Mitteilung nach Greifswald klärten wir den Irrtum auf. Die Rugia hatte sich mit ihrer Einladung an die einzelnen Burschenschaften gewendet, die Konvention als solche erteilte die ablehnende Antwort. Eine gleiche ging nach Beginn des Wintersemesters 1874/75 an die Hannovera nach Göttingen ab, die im Auftrage des grün-weiß-roten Kartells von neuem zu einem Eisenacher Deputierten-Konvent, der denn auch wirklich zu stande kam, eingeladen hatte.

Zu den Bonner Verbindungen blieb also unser Verhältnis unverändert. Die Marchia hatte vor Ostern 1871 mit uns wegen eines Paktverhältnisses unterhandelt, gerade als es zum Abschluß kam, flog sie auf. Eine Märkermensur habe ich nie gesehen. Mit der Helvetia, die sich im März 1872 wieder aufgethan hatte, pakteten wir im Sommer; im November 1872 wurde sie von uns, im Mai 1873 von Frankonen und Teutonen in Verruf gesteckt, so verschwand sie von der Bildfläche.

Mit den beiden zuletzt genannten Verbindungen haben wir seit 1871 ein regelmäßiges Paktverhältnis unterhalten, dessen Ton im ganzen anständig geblieben ist. Seit November 1872 tauschen wir auf unseren Wunsch zu Anfang des Semesters Mitgliederverzeichnisse aus.

An Zahl waren wir ihnen gewöhnlich überlegen, wie weit wir allen in den Waffen überlegen waren, das läßt sich zahlenweise nicht mehr feststellen. Denn über die Mensuren ist von unserer Burschenschaft grundsätzlich nie Buch geführt worden. Die Mensur galt uns immer nur als Mittel zum Zweck, nicht als Selbstzweck. Auch Mensurbänder mit Angabe des Gegners, der Abfuhren, der Nadeln waren bei uns nicht Brauch; versuchte es einer einmal mit einem solchen, so galt er als schlimmer Pakt-

simpler. Wenn ich heute an meine eigenen Mensuren zurückdenke und nicht einmal den Namen des ersten, mit dem ich los war, und ebensowenig den des letzten anzuführen imstande bin, so beunruhigt mich das sehr wenig. Was wir von uns fernhalten wollten, war Renommage, und das ist uns auf diese Weise gelungen. Darum war man nicht gleichgültig gegen den Waffenerfolg. Mancher Sieg ist auf fröhlicher Kneipe gefeiert worden, und die Semesterberichte betonen mit Vorliebe das Glück auf der Mensur. An guten Schlägern hat es uns selten gefehlt. Nach Tübingen und Würzburg, nach Göttingen und Leipzig haben sie als Inaktive unseren Ruf getragen. Im Jahre 1867 verfügten wir über eine Reihe gefürchteter Klingen, was bei der großen Mitgliederzahl nicht zu verwundern war, aber auch aus der späteren Zeit lassen sich Namen von gutem Klang nennen. Der jüngere Beckhaus hat sich schon in seinem 2. Semester, im Sommer 1873, einen Namen gemacht, indem er einen Verdenser, der in Göttingen auf seinen vier ersten Mensuren vier Abfuhren ausgeteilt hatte und dann, um Gastrollen zu geben, nach Bonn gefahren war, mit einer festen Abfuhr heim schickte. Allerdings sind auch auf unserer Seite auffällige Abfuhren zu verzeichnen. Borges mußte, nachdem ihm mitten auf dem Kopf ein gefährlicher Schmiß die Hirnschale zersplittert hatte, so daß man nach der Heilung fast einen Finger hineinlegen konnte, bei späteren Mensuren eine starke Schutzplatte tragen, Stachelhausens Stirn war mit Mühe geslickt, zwei parallele Linien durchfurchten die Stirn Seyers von der einen zur anderen Seite, und manche Bäckle war mit einer Tiefquart oder einem Durchgerissenen geschmückt. Doch das war in den Jahren vorher auch so gewesen, man braucht nur an Madelung und Leopold Schmidt, an Lofe und Tillmanns zu erinnern.

Wenn ich hier an eine Bemerkung Hessel's anknüpfen soll, so hat sich die Praxis auf der Mensur, glaube ich, nicht so sehr geändert, wie seine Worte vermuten lassen. Allerdings hielten wir auf ruhiges Stehenbleiben. Ein Herumläufen mit dem ewigen Terzengetrommel auf den Arm des Gegners schien uns unschön und unzweckmäßig, und kam es vor — ich erinnere mich an einen Fall aus dem Sommer 1869 — so blieb unsere Unzufriedenheit nicht ohne deutlichen Ausdruck: der Betreffende gehört nicht mehr zu uns. Aber Deckung zu nehmen verschmähten wir keineswegs. Das verlangt auch gar nicht der feste Stand. Wer es gelernt hat, kann stehend die Tiefquart besser parieren als mit einem Seitensprung, der nur zu leicht von der Mensur abführt, um von dem Ausweichen mit dem Kopfe gar nicht zu reden. Mit der Klinge soll man den Hieb auffangen oder ihm zuvorkommen. Denn nicht allein das Abwehren ist

wichtig, auch den Gegner zu treffen gilt es. Dazu gehört Geschicklichkeit und Mut. Das war früher so und wird auch heute noch so sein. Eine Abfuhr auszuteilen war immer das Beste, aber ohne Blutigen und ohne Nadel die Mensur zu verlassen galt wenigstens zu unserer Zeit noch für besser als mit dem Eisbeutel im Korbe zu liegen, vorausgesetzt natürlich, daß stramm gepaukt worden war. Der Schmiß im Gesicht allein war uns weder ein Beweis für Mut noch für Geschicklichkeit. Den guten Schläger ließen wir schlagen, wie er wollte, manch einem mäßigen haben auch wir zugeredet nur draufzuschlagen, ganz gleich, ob es mit einer Abfuhr für ihn ende oder nicht. Ob es richtig ist, was man jetzt öfter sagen hört, daß das Pauken in den letzten Jahren wüster geworden sei und daß zu viel mit der Backe pariert werde, weiß ich nicht. Vielleicht kommt aber der einzelne jetzt öfter auf die Mensur. Mehr zerhackt als zwei unserer Kneipgäste es waren, ein Brunsvige und ein Pflüger, wird heutzutage kaum jemand sein. Beide waren gute Schläger, doch ihre Mensuren waren zahllos.

Aber jedenfalls in anderer Beziehung hat sich im Anfang der 70er Jahre die Anschauung der Aktiven etwas geändert. Dem § 6 unserer Statuten ist ein Satz angehängt worden, der sich, später ergänzt durch einen ferneren Zusatz, bis jetzt erhalten hat. Dieser § 6 verwirft grundsätzlich das studentische Duell und fordert doch für jede Beleidigung unbedingte Satisfaktion. Dieser Widerspruch hat zu mancherlei Mißverständnissen und Meinungsverschiedenheiten Anlaß gegeben.

Die bestehenden Paukverhältnisse brachten oft Contrahagen ohne vorhergegangene Beleidigung mit sich. Es war alter Brauch auf das Trottoir am Markt zu gehen und sich dort ankontrahieren zu lassen. Das Ehrengericht gestattete das, es bestrafte nur leichtsinnige Provokation und unpassendes Benehmen. So lange nun die Alemannia die stärkste Verbindung in Bonn war und über vierzig und mehr Aktive verfügte, so lange hatte man Überfluß an Kontrahagen und Mensuren. Da doch nicht alle Kontrahagen ausgepaukt werden konnten, so brauchte nicht jeder zu kontrahieren. Wer die Lust verspürte, der ging aufs Trottoir, wer keinen Gefallen daran fand, unterließ es. Der eine hielt sich daran, daß die Statuten die Mensur als „eine durch die bestehenden Verhältnisse gebotene Notwendigkeit“ anerkannten, der andere betonte, daß nur eine Beleidigung Satisfaktion erfordere. Es war nicht nötig, daß er auf die Mensur ging, um seinen Mut zu zeigen, sondern es kam nur darauf an, daß die anderen das Vertrauen in ihn setzten, er werde gegebenen Falles den Mut zeigen.

Das wurde anders, als gegen Ende der 60er Jahre unsere Zahl immer mehr zusammenschmolz und in wenigen Semestern von 50 auf 12 Aktive herunterging. Wenn die Gegner, um überhaupt Paukerien zu stande zu bringen, uns aufsuchen mußten, so konnte es auffallen, wenn gerade der eine oder andere nicht zu finden war. Der Gedanke oder gar das Gerücht, er könne absichtlich die Wege meiden, enthielt eine Beleidigung und mußte die Stellung der Burschenschaft schädigen. Jetzt nahm nicht nur der Bursche seinen Leibfuchs mit auf das Trottoir, auch der Paukward sorgte dafür, daß alle Füchse des Weges zogen.

Zugleich kam aber auch der Kampf um die Form des Paragraphen in Fluß. Wie sollte man den Fuchs, der sich mitzugehen weigerte, überreden oder zwingen? Er berief sich auf die Statuten und sagte, er sei dazu nicht verpflichtet; er konnte weitergehen und behaupten, das Trottoirgehen sei statutenwidrig. So lange kein begründeter Verdacht auf Feigheit vorlag, war das Ehrengericht nicht in der Lage gegen ihn einzuschreiten. Aber daß sich ein solcher Verdacht regen konnte, war schon unangenehm genug. Warum sollte man sich ferner den Nachteil gefallen lassen, daß der Gegner wählte, mit wem er losgehen wollte, daß er den Schwächeren aufsuchen und an dem Stärkeren vorbeigehen konnte? Von allen schlagenden Verbindungen in Bonn verzichtete die Alemannia allein auf das Ankontrahieren. So fühlte sich auch der Bursche in der Freiheit seiner Bewegungen beengt. Lieber nahm er einmal einen Verweis des Ehrengerichts mit, als daß er unbehelligt den entschlüpfen ließ, der seinen schwächeren Freund abgeführt, aber mit ihm selbst anzubinden nicht den Mut hatte. Am schwersten aber empfand er es doch, daß er den Widerspruch, den er in der Form des Paragraphen und in seiner Anwendung sah, nicht lösen konnte. Denn einen Widerspruch erkannte er darin, daß das Ehrengericht „oft Contrahagen bestrafen müsse, die nach der persönlichen Meinung der Ehrenrichter im Interesse des forschenden Paukverhältnisses wünschenswert“ gewesen seien (Graeve, Protokoll 17. 7. 73). Die Angriffe richteten sich daher besonders gegen die Forderung des Paragraphen „leichtsinigige Provokation zu vermeiden“. Dieser Satz sollte gestrichen und ein anderer an den Schluß gefügt werden, der das Ankontrahieren erlaube. So glaubten die einen die Statuten mit den wirklichen Verhältnissen und Bedürfnissen in Einklang zu bringen.

Die anderen aber, die Anhänger der alten Fassung, leugneten, daß das Ehrengericht sich in Widerspruch mit den Statuten setze oder daß seine Stellung erschwert werde. In dem Besuche des Trottoirs mußten auch sie natürlich eine Provokation erkennen. Ob man allein oder haufenweise

hinzog, ob man den Gewünschten gleich traf oder stundenlang warten mußte, ob man stieß oder sich stoßen ließ, sich mit der höflicheren Frage nach dem Semester begnügte oder es dahin brachte, daß ein „dummer Junge“ fiel, das machte keinen großen Unterschied aus, Provokation war alles, da nur die wenigsten der Heimweg über das Trottoir führte, aber die Verteidiger der Paragraphen sagten, es sei nicht leichtsinnige, sondern notwendige Provokation. Ohne eine solche gehe unser Ansehen verloren, es aufrecht zu erhalten sei aber der Zweck des Paragraphen, der bei grundsätzlicher Verwerfung eben nur darum das Duell gestatte. Da er das Wort „Ankontrahieren“ gar nicht kenne, so verbiete er es auch nicht. Er fordere nur, daß von der Contrahage mit den begleitenden Umständen Anzeige gemacht werde, damit ein Urteil über das Betragen möglich sei. Anzukontrahieren könne unter Umständen geboten sein.

Doch das konnte man für Streit um Worte halten. Die Anhänger des Alten aber sahen mit der Änderung mehr verloren gehen, als die Neueren Gewinn erhoffen durften. Füchse ließen sich überreden oder konnten auspringen. Was man fürchtete, war eine Verstärkung der Pauksimpelei. Die Mensur sollte nicht zur Hauptsache werden und unsere Grundprinzipien Sittlichkeit, Vaterlandsliebe, Wissenschaftlichkeit in den Hintergrund drängen. Auf dem Wege, auf dem die Mensur Selbstzweck werde, sei die vorgeschlagene Änderung der erste Schritt. Der Erlaubsis regelmäßig anzukontrahieren werde die Bestimmungsmensur folgen, denn sie sei ein noch einfacheres Mittel zur Mensur zu kommen.

Mit solchen Gründen und Gegengründen bekämpfte man sich besonders im Anfang der 70er Jahre im Konvent und in Gesprächen. Strammes Pauken wollte jeder gelten lassen, denn keiner wollte das Ansehen der Burschenschaft mindern, aber eine Meinungsverschiedenheit, die aus praktischen Bedürfnissen entsprungen war, hatte zu einem grundsätzlichen Gegensatz geführt. Dieser Gegensatz liegt im Paragraphen und ist in ihm nur äußerlich ausgeglichen. Das Duell wird verworfen und doch als notwendig anerkannt, die Mittel zu seiner Ausführung werden bewilligt und doch beschränkt. Je näher nun jemand der Ansicht stand, das Duell sei nur eine zur Zeit nicht zu umgehende Notwendigkeit, um so weniger wollte er die Mittel vermehrt wissen, die zur stärkeren Betonung des Duells führen konnten, je mehr er aber auf die ehrenvolle Stellung gab, die von dem Urteil anderer Verbindungen und anderer Studenten abhängt, desto mehr Gewicht legte er darauf, daß alle Mittel, die ein strammes Paukverhältnis wünschenswert erscheinen ließ, zur Anwendung kamen.

In den Sommersemestern 1872 und 1873 wurden die Angriffe auf die ältere Form abgeschlagen, einmal führte ihn der Schriftwart, das zweite Mal der Sprecher, höhere Semester traten als Verteidiger auf. Aber im Sommer 1874 wurde auf Antrag wiederum des derzeitigen Sprechers und diesmal mit allen Stimmen eine Änderung vorgenommen, die nicht den Sieg der einen Partei, sondern einen Ausgleich bedeutete. Der unstrittene Satz von der leichtsinnigen Provokation blieb bestehen, aber ein Zusatz gestattete das Ankontrahieren innerhalb eines Pausenverhältnisses mit der Begründung, daß „dieses Pauken nicht sowohl zum Ausgleich von Ehrensachen dient als vielmehr zur Erlangung und Aufrechterhaltung einer angesehenen Stellung in der Studentenwelt.“

So war die Überlieferung nicht gebrochen, die Mensur war Mittel geblieben, nicht Selbstzweck geworden, die Richtung wurde nicht geändert, nur freiere Bewegung gestattet.

Wie in diesem einzelnen Falle so war es überhaupt. Neue Wege wurden zwar gewiesen und betreten, aber der Ausgangspunkt ging so wenig verloren wie das Ziel. Wer, wie ich, inmitten zweier Geschlechter stand, konnte am besten vergleichen und beurteilen. Ich gehörte zu den letzten, die einen Blick gethan hatten in die große Zeit der 60er Jahre, ich hatte den Niedergang erlebt und dann, nachdem die Gefahr überwunden war, als einer der ersten das Erwachen einer neuen Zeit begrüßt. Das neue Geschlecht aber stand auf dem Boden alter Überlieferung. Es verdankte den Alten zu viel um sie zu vergessen, und die Alten hielten zu fest an ihrer Erinnerung, als daß sie nicht durch den Verkehr mit den Jungen die Überlieferung gesichert hätten. Freiheit der Entwicklung aber wollten die einen weder nehmen noch die anderen sich nehmen lassen. So kam es, daß wohl in der Form Änderungen eintraten, aber das Wesen blieb, die Grundsätze der Burschenschaft standen unverrückbar fest. Es war neues Leben, aber ein Wiederaufleben des alten Stammes, der den harten Winter, der anderen zum Verderben geworden war, überdauert hatte und nun wieder frisch ausschlug, neue Zweige trieb und grünte und blühte und Früchte trug. So soll es bleiben:

Vivat floreat crescat Alemannia!

